UC-NRLF
$B 409 856

Digitized by Google

Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine deutsche Stadt

vor sechzig Jahren.

Digitized by Google

Eine deutsche Stadt

vor sechzig Jahren.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Dr. Otto Bähr.

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1884.

Gustav Graf

Digitized by Google

Das Recht der Überſetzung bleibt vorbehalten.

LOAN STACK

Digitized by Google

DD901
K33B2

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Die Preisverhältnisse	5
Die Lebensmittel	15
Das Haus und seine Einrichtungen	25
Der Anzug	35
Das Leben im Hause	46
Der Garten	54
Das gesellige Leben außerhalb des Hauses	59
Die Verkehrsmittel	63
Das Reisen	69
Industrie und Handel	80
Städtische Einrichtungen und Sitten	87
Die Sprache	107
Die Schule. Der Buchhandel	120
Die Literatur	126
Die Musik	133
Die bildenden Künste	143
Das öffentliche Leben	148
Die Stände	156
Schluß	162

960

Digitized by Google

Druck von Carl Marquart in Leipzig.
Papier von Ferdinand Flinsch in Leipzig.

Digitized by Google

Einleitung.

Beispiellos in der Weltgeschichte sind die Veränderungen, welche innerhalb der Erinnerung des noch lebenden Geschlechtes unser deutsches Vaterland erfahren hat. Die politischen Wandlungen, wenn auch lange vorbereitet, haben mit ihren gewaltigen Erscheinungen in den Raum weniger Jahre sich zusammengedrängt Daneben aber hat im Laufe von zwei Menschenaltern zugleich ein Umschwung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse sich vollzogen, wie ihn wohl selten eine Nation innerhalb eines so kurzen Zeitraumes erlebt hat. In seinem letzten Erfolg kann man diesen Umschwung dahin bezeichnen: Deutschland ist aus einem armen zu einem, wenn auch nicht reichen, doch jedenfalls wohlhabenden Lande geworden.

Digitized by Google

Diejenigen, welche jetzt auf der Höhe des Lebens stehen, sind sich dieses Umschwungs nur zum geringsten Teile bewußt. Sie haben nur eine schwache Vorstellung von den Zuständen, wie sie vor zwei Menschenaltern waren. Aber auch von dem älteren Geschlecht haben manche unter den mächtigen Eindrücken der Gegenwart die Zustände ihrer Kindheit wohl kaum noch in lebendiger Erinnerung. Und es wird nicht lange mehr dauern, so wird dieses Geschlecht von der Erde verschwunden sein, und niemand wird davon, wie es damals war, aus eigner Anschauung noch Zeugnis ablegen können. Deshalb hat der Verfasser sich angeregt gefühlt, von den Zuständen, wie er sie aus seinen Knabenjahren in der Erinnerung trägt, eine möglichst treue Schilderung zu geben. Es soll ein Kulturbild der Vergangenheit sein, welches, wenn es auch nicht für alle Lebenden etwas Neues bringt, doch einem Teil des gegenwärtigen Geschlechts und jedenfalls einem folgenden Geschlecht vor Augen führt, wie vieles sie vor ihren Vätern und Großvätern voraus haben, und welches für sich den Vorzug in Anspruch nehmen darf, daß ihm unmittelbare Anschauungen und Erinnerungen zu grunde liegen.

Die Zeit, welche diese Schilderung vorzugsweise ins Auge fassen wird, ist das dritte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Die Schilderung soll sich beschränken auf die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände dieser Zeit; und es werden deshalb die politischen Zustände nur insoweit hereingezogen werden, als sie auf jene von Einfluß gewesen sind. Zum Ausgangspunkt der Betrachtung wird das Leben einer mäßig begüterten Familie der gebildeten Stände genommen werden. Der Ort,

Digitized by Google

deſſen Verhältniſſe der Schilderung zunächſt zur Grundlage dienen, iſt die Stadt Kaſſel.

Kaſſel iſt eine Stadt mittlerer Größe. Sie zählte um die Mitte der 1820er Jahre etwa 25 000 Einwohner. Jetzt hat ſie deren 65 000. Kaſſel war vordem die Reſidenz eines Fürſten und die Hauptſtadt eines Landes, das nicht zu den größern, aber auch nicht zu den kleinſten deutſchen Ländern gehörte. Wohl aber war Kurheſſen, verglichen mit andern Ländern, ein Land von geringer Wohlhabenheit. Es beſitzt in ſeinem gebirgigen und reichbewaldeten Boden keine ergiebigen Quellen des Reichtums. Die Geſamtheit dieſer Verhältniſſe begründete wohl für Kaſſel manche Beſonderheiten. Einen überwiegenden Einfluß dürften dieſelben gleichwohl kaum geübt haben; und man wird deshalb in einer Zeichnung, welche den Verhältniſſen dieſer Stadt entnommen iſt, die gleichgearteten damaligen Zuſtände der meiſten andern deutſchen Städte wiedererkennen.

Allerdings macht die Kürze der Zeit, welche das Heute von dem zu ſchildernden Zeitraume trennt, dieſe Schilderung nicht etwa nur leichter, ſondern in gewiſſem Sinne auch ſchwerer. Manche, die jene Zeit miterlebt, haben vielleicht von derſelben Eindrücke in der Erinnerung, die nicht in allem mit den hier geſchilderten übereinſtimmen. Es kann jeder eben ein Bild nur geben nach dem Standpunkte, den er ſelbſt eingenommen hat. Gewiſſe tiefgreifende Veränderungen auf dem hier fraglichen Gebiete ſind erſt ſeit ſo kurzer Zeit entſtanden, daß der frühere Zuſtand noch in aller Erinnerung lebt, und deshalb eine Schilderung dieſes Zuſtandes, der doch auch zu dem Jetzt bereits im

Digitized by Google

Gegensatz steht, sich kaum lohnt. In vielen Beziehungen ragen die älteren Zustände noch in die gegenwärtigen herein, und es ist schwer, in der Darstellung beide von einander zu trennen. Manches, was vordem bestand, ist auch noch heute nicht ganz verschwunden, lebt vielmehr in andern Kreisen der Gesellschaft fort. Sitten und Einrichtungen, die früher bei den höheren Ständen zu finden waren, finden sich auch jetzt noch bei den geringeren; oder sie haben zwar in der Stadt aufgehört, sind aber doch noch auf unseren Dörfern heimisch. Dies alles führt dahin, daß die hier versuchte Schilderung eine absolute Geltung nicht in Anspruch nehmen kann. Es muß genügen, wenn sie ein relativ richtiges und befriedigendes Bild der damaligen Zeit giebt nach Maßgabe der Verhältnisse, welche sie zur Grundlage nimmt.*)

*) Um den Standpunkt, von welchem diese Blätter geschrieben sind, noch näher zu charakterisiren, möge hier der Lebenslauf des Verfassers eine kurze Erwähnung finden. Ich bin 1817 zu Fulda geboren, kam aber bereits 1821 mit meinen Eltern, welche Althessen angehörten, nach Kassel. Mein Vater, welcher Regimentsarzt war und zugleich ärztliche Praxis übte, war ein einfacher, streng pflichtgetreuer Mann. Meine Mutter war eine lebendige, unterrichtete Frau voll geistiger Interessen und von rastloser Thätigkeit. Die Wohnung meiner Eltern in Kassel war anfangs in der Unterneustadt, seit dem Jahre 1825 am Klosterplatz im sogenannten Freihause; noch später in der Königstraße. Seit 1824 besuchte ich das Lyceum. Im Jahre 1834 ging ich zur Universität und studirte in Marburg, Göttingen und Heidelberg. Vom Jahre 1838 an war ich wieder in Kassel und blieb dort, mit Ausnahme der Jahre 1852 bis 1855, während welcher ich in Fulda weilte, bis zu meiner im Jahre 1867 erfolgten Versetzung nach Berlin.

Digitized by Google

Die Preisverhältnisse.

Deutschland war aus dem dreißigjährigen Kriege völlig verarmt und verödet hervorgegangen. Auch während des vorigen Jahrhunderts hatten die zahlreichen Kriege einen Wohlstand nicht aufkommen lassen. Unter dem Drucke der Napoleonischen Herrschaft hatte Deutschland von neuem unsäglich gelitten. In die mit dem Jahre 1815 beginnende Friedensperiode trat es deshalb als ein armes, erschöpftes Land ein. Auch die nächstfolgenden Jahre waren wenig günstig. Das Jahr 1816 ergab eine Mißernte, welche viele deutsche Länder an den Rand der Hungersnot brachte. Nur langsam konnte die Bevölkerung von den vielen Schlägen sich erholen. Die politischen Hoffnungen und Bestrebungen, welche an den kurzen Aufschwung der Freiheitskriege sich geknüpft hatten, wurden bald geknickt, und gingen mit der unseligen That Sands und den Karlsbader Beschlüssen vollends zu Grabe. Auf ganz Deutschland lastete schwer die Herrschaft Österreichs und das System Metternichs. So begann das dritte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts als eine Zeit der politischen, wirtschaftlichen und geistigen Erschlaffung und Entmutigung.

Digitized by Google

Man könnte versucht sein, für eine Vergleichung der damaligen Zeit mit der gegenwärtigen auf wirtschaftlichem Gebiete vor allem die Verschiedenheit der Preise in betracht zu ziehen. Damit würde aber für eine solche Vergleichung nur eine sehr unzureichende Grundlage gewonnen sein. Unzweifelhaft ist, daß im allgemeinen die Preise wesentlich gestiegen sind. Die nächste Ursache davon liegt in der Vermehrung des Geldes, welche teils in der seit Mitte dieses Jahrhunderts eingetretenen vermehrten Auffindung der Edelmetalle, namentlich des Goldes, teils in der Schaffung großer Mengen von Wertzeichen, welche das Metallgeld ersetzen (Papiergeld), ihren Grund hat. Jede Vermehrung des Geldes oder der denselben gleichstehenden Wertzeichen bewirkt, daß derjenige, welcher die vermehrten Geldmittel besitzt, bereit sein wird, die ihm wünschenswerten Güter teurer zu bezahlen, als er außerdem gethan haben würde. Und wenn viele oder alle in dieser Lage sind, so ist die natürliche Folge die, daß die Güter überhaupt teurer bezahlt werden, d. h. daß die Preise steigen. Ein Steigen der Preise aller übrigen Dinge ist aber identisch mit einem Sinken des Wertes des Geldes.

Diente das Geld nur zum unmittelbaren Austausch mit den dafür zu erwerbenden Gütern und wäre der Besitz des Geldes überall gleich verteilt, so würde eine Vermehrung oder Verminderung des Geldes und das daraus hervorgehende Steigen oder Sinken der Preise für das allgemeine Wohlergehen ohne Bedeutung bleiben. Denn wir leben ja nicht von dem Gelde, das wir besitzen, sondern von der Summe der Güter, die wir erzeugen und zu verzehren haben. Der Geldbetrag, für welchen wir jedes einzelne dieser Güter er-

Digitized by Google

tauschen können, ist an und für sich gleichgiltig. Indem das Steigen oder Sinken der Preise alle Güter gleichmäßig berührt, bleibt der Wohlstand des Volkes der nämliche. Nur wenn für ein einzelnes Volk in Vergleich mit andern Völkern der Geldbestand wesentlich sich vermehrt oder vermindert, wird daraus vergleichsweise auch eine Vermehrung oder Verminderung seines Wohlstandes hervorgehen. In diesem Sinne hat auch der Geldzufluß, welchen Deutschland durch die französische Kriegskontribution gewonnen hat, allerdings einen wesentlichen Einfluß geübt.

Aber das Geld dient nicht allein zum unmittelbaren Austausch, sondern es dient auch dazu, den Inhalt oft weit hinaus betagter Verbindlichkeiten zu bestimmen. Auch ist der Besitz des Geldes nicht überall gleich verteilt. Dadurch gewinnt die Entwertung des Geldes einen tiefgreifenden Einfluß auf die wirtschaftlichen Verhältnisse. Jeder, der eine auf Geld gerichtete Forderung (an Kapital oder Rente) hat, verliert an dieser Forderung, wenn während deren Bestandes der Wert des Geldes sinkt. Denn wenn auch der Geldbetrag, welchen seine Forderung zum Gegenstand hat, der nämliche bleibt, so hat derselbe doch in dem Augenblicke, wo er ihn einnimmt, gegenüber der Zeit, wo er die Forderung erwarb, einen verminderten Wert. Und ebenso vermindert sich der Wert des baren Geldes, das jemand, während die Entwertung des Geldes vor sich geht, in seinem Besitz hat. Solchen Leuten wird also durch die Entwertung des Geldes gleichsam ein Teil ihres Vermögens aus der Tasche genommen. Dies ist auch die Wirkung der im Laufe des letzten Menschenalters eingetretenen Geldentwertung gewesen. Kapitalisten und

Digitized by Google

Rentner, die man nach Maßgabe ihres Besitzes noch vor vierzig Jahren als reich bezeichnen konnte, können heute, auch wenn sie an ihrem Vermögen nichts eingebüßt haben, nicht mehr als reich, vielleicht kaum noch als wohlhabend gelten. Und wenn die Staaten überall die Besoldungen ihrer Beamten wesentlich gesteigert haben, so geschah es nicht um die Beamten besser zu stellen, sondern um sie auf gleicher Höhe der Lebensstellung zu erhalten.

Eine weitere Ursache für das Steigen der Preise liegt in der Vermehrung der Bevölkerung, welche seit zwei Menschenaltern fast auf das Doppelte in Deutschland gewachsen ist. Es ist natürlich, daß, wenn die erzeugten Güter auf eine größere Anzahl von Menschen sich verteilen müssen, auf jeden einzelnen weniger fällt. Dies kommt darin zum Ausdruck, daß für das nämliche Geld weniger an Gütern zu kaufen steht. In dieser Steigerung der Preise erweist sich also allerdings, daß es jedem einzelnen, mithin auch dem Volke als Ganzen, minder wohl ergeht.

Beide Ursachen würden ein noch weit größeres und ziemlich gleichmäßiges Steigen aller Preise zur Folge gehabt haben, wenn nicht ein dritter Umstand hinzugetreten wäre und die Wirkung jener wieder abgemindert hätte. Das ist die ungeheure Vermehrung der Gütererzeugung im Laufe der letzten zwei Menschenalter. Wir verdanken dieselbe, wie wir alle wissen, dem gesteigerten Maße, in welchem wir die Naturkräfte beherrschen gelernt haben; also namentlich der Maschine. Als Mittel der Gütererzeugung müssen auch die Transportmittel gelten. Indem sie die Möglichkeit gewähren, Güter, an denen wir Überfluß besitzen, gegen andre Güter,

Digitized by Google

welche uns fehlen, auszutauschen, vermehren sie in der That unsern Güterbesitz.

Diese drei Faktoren: Vermehrung des Geldes, Vermehrung der Bevölkerung und Vermehrung der Gütererzeugung, denen dann auch noch mancher Wechsel in dem Begehr der Menschen nach bestimmten Gütern hinzugetreten ist, bilden die Grundlage aller gegen früher so erheblich veränderten Preise. Das Maß der Veränderung bestimmt sich je nach dem Verhältnis, in welchem diese Faktoren neben- und gegeneinander wirken. Diejenigen Dinge, welche die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit nicht entbehren kann, und bei welchen die Vermehrung der Erzeugung nicht vermocht hat, die Vermehrung der Bevölkerung zu überholen, sind durch die Entwertung des Geldes wesentlich teurer geworden. Diejenigen Dinge dagegen, bei welchen die Vermehrung der Erzeugung noch über die Vermehrung der Bevölkerung hinausgegangen ist, sind nicht in gleichem Maße im Preise gestiegen; ja es ist vielleicht, trotz der Entwertung des Geldes, ihr Preis der nämliche geblieben oder gegen früher noch heruntergegangen.

Als Beispiel der Dinge der ersten Art können die gewöhnlichen Lebensmittel dienen. Da deren Erzeugung im Lande selbst an den Umfang des Bodens gebunden ist, so konnte dieselbe auch durch die wenn auch immerhin bedeutenden Fortschritte der Landwirtschaft in keinem sehr wesentlichen Umfange wachsen. Der Mehrbedarf für die gewachsene Bevölkerung muß daher vielfach durch Einfuhr aus andern Ländern gedeckt werden, wo dann die Transportkosten den Preisen hinzutreten. Obwohl nun die letztern verhältnismäßig gering sind, so sind doch die Preise für die hier ein-

Digitized by Google

schlagenden Gegenstände erheblich gewachsen. Gerade vor sechzig Jahren, also im Jahre 1824, waren in Kassel die Durchschnittspreise der Früchte für das Kasseler Viertel (= 1,6074 Hektoliter):

Weizen	12	Mark,
Roggen	7	„
Gerste	5½	„
Hafer	4	„

Im Laufe des Jahres schwankten die Preise für Weizen zwischen 8½ und 14 Mark, für Roggen zwischen 5½ und 8½ Mark. Im Laufe der folgenden Jahre gingen die Fruchtpreise schon erheblich höher. Das kurhessische Ablösungsgesetz von 1832 nahm als Durchschnittspreise folgende Beträge an:

Weizen	15	Mark,
Roggen	12	„
Gerste	9	„
Hafer	5,25	„
Kartoffeln	2,25	„

Die Vergleichung dieser Preise mit den jetzt üblichen Preisen wird dadurch erschwert, daß heute Feldfrüchte nicht mehr nach dem Maße, sondern nach dem Gewichte gehandelt werden. Berechnet man nun nach dem Durchschnittsgewichte der Früchte den Preis für das Hektoliter und nach diesem wieder den Preis für das Kasseler Viertel, so ergeben sich für letzteres nach den im Augenblick (Juni 1884) bestehenden ziemlich niedrigen Preisen folgende Werte:

Weizen	20—24	Mark,
Roggen	18—19	„
Gerste	14—19	„

Digitized by Google

Hafer 11—13 Mark,
Kartoffeln 5—6 „

Noch größer ist der Unterschied in den Fleischpreisen. Im Jahre 1824 kostete, nach heutigem Gelde berechnet, durchschnittlich das Pfund

Rindfleisch 25 Pf.,
Kalbfleisch 20 „
Hammelfleisch 23 „
Schweinefleisch 30 „

Heute kann man beinahe das Dreifache dafür rechnen.

Den Preisen der Nahrungsmittel entsprach auch die Höhe des Arbeitslohns. Der Tagelohn für den einfachen Arbeiter konnte im Laufe der 1820er Jahre zu 1/4 Thaler veranschlagt werden. Heute wird das Doppelte bis zum Dreifachen dafür bezahlt.

Als Beispiel für die Dinge der zweiten Art (bei welchen der Preis wenig oder garnicht gesteigert ist) kann man alle diejenigen Gegenstände anführen, welche früher durch die Hand des Arbeiters, heute aber in großer Menge durch Maschinen erzeugt werden. Dahin gehören Kleiderstoffe und viele andre Dinge des täglichen Bedarfs. Freilich giebt es für die Wohlfeilheit mancher Dinge dieser Art auch noch eine andre, minder erfreuliche Erklärung. Das ist die Thatsache, daß dieselben vielfach schlechter angefertigt, namentlich durch Zusatz minderwertiger Stoffe gefälscht werden. Daß dies heutzutage mehr geschieht als früher, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Auf keinem Gebiete hat übrigens die Produktionskraft in so hohem Maße sich gesteigert, wie auf dem Gebiete des Transportes. Durch die Benutzung der Dampfkraft sind selbst Massengüter, welche

Digitized by Google

früher durchaus nicht zum Transport geeignet waren, für geringe Kosten transportfähig geworden.

Von dem verminderten Werte des Geldes am geringsten betroffen ist ohne Zweifel unser Bauernstand. Bei ihm herrscht, wie seit uralter Zeit, auch noch heute die Naturalwirtschaft vor; d. h. der Bauer lebt zum größten Teil von den Produkten, die er selbst zieht. Soweit dies der Fall ist, wird er von dem veränderten Geldwerte dieser Produkte nicht berührt. Geld, welches er durch Verkauf des Überschusses seiner Produkte gewinnen muß, hat er nur nötig zur Bezahlung seiner Abgaben und Zinsen, sowie zur Bestreitung einer kleinen Anzahl von Lebensbedürfnissen. Die letzteren sind meist solche, für welche die Preise nicht allzusehr gestiegen sind. Sehr gehoben ist sodann der Bauernstand durch die Ablösung der Reallasten und Leiheverbände, welche vordem auf seinem Grundeigentum hafteten; und zwar ist dieselbe ihm umsomehr zu gute gekommen, als die Grundlagen für die Ablösungsbedingungen noch vor der neueren Entwertung des Geldes festgestellt sind. Die neuesten ländlichen Ablösungen, die der Waldservituten, zielen freilich weniger auf den Vorteil des Bauern ab. Auch dem verschuldeten Bauern — und verschuldet war und ist ja noch heute ein großer Teil unsrer Bauernschaft — ist die Entwertung des Geldes nur zu statten gekommen. Der Schuldner, welcher heute ein Kapital abträgt, welches ihm vor sechzig Jahren geliehen worden, bezahlt in Wahrheit seinem Gläubiger weit weniger, als er vordem empfangen hat. Der Verlust des Kapitalisten ist sein Gewinn. Alle diese Vorteile sind unserm Bauernstand sehr zu gönnen, da er ohne Zweifel vor zwei Menschenaltern in einer äußerst gedrückten Lage sich befand;

Digitized by Google

wie denn auch noch heute auf dem Lande im allgemeinen größere Armut zu finden ist als in der Stadt. Noch mehr würde aber unser Bauernstand vorwärts gekommen sein, wenn nicht auch bei ihm der Luxus, z. B. das Streben nach städtischer Kleidung, in hohem Maße gestiegen wäre. Auch in ästhetischer Hinsicht ist es zu beklagen, daß die früheren oft so charakteristischen Trachten unsrer Bauern gegen die nivellirende Stadtkleidung im Schwinden begriffen sind.

Eine ähnliche Selbstgenügsamkeit, wie noch heute über dem Leben unsrer Bauern, waltete früher notgedrungen auch über dem städtischen Leben. Bei der Unzulänglichkeit der Transportmittel war jede Stadt für ihre Hauptbedürfnisse auf die Erzeugnisse ihrer nächsten Umgebung angewiesen; und diese Isolirung wurde vor zwei Menschenaltern noch verschärft durch die überall inmitten von Deutschland gezogenen Zollschranken. Dinge, welche in der Nähe erzeugt wurden, waren deshalb wohlfeil; Dinge, welche aus der Ferne herbeigeschafft werden mußten, waren teuer oder garnicht zu haben.*) War im nahen Reinhardswald Jagd gewesen, so konnte man während der 1820er Jahre in der Wildpretschirne zu Kassel das Pfund Wildbraten wohl für 2 Albus**) bekommen. Von der Butter, welche die „Butterleute" von der Schwalm zu Schiebkarren (oft mit Vorspann eines Hundes) nach Kassel brachten, erhielt man im Sommer auf dem Buttermarkte acht Pfund für den

*) In früheren Jahrhunderten trat dies noch mehr hervor. Deshalb finden wir damals noch an vielen Orten eine Weinproduktion, die jetzt verschwunden ist. Auch Kassel hat noch von alten Zeiten her seinen „Weinberg," der aber längst keine Trauben mehr trägt.

**) Der Albus war $^1/_{32}$ Thaler.

Digitized by Google

Thaler. Heute finden alle diese guten Dinge nicht mehr bloß in Kassel ihren Markt. Das Wild aus dem Reinhardswald wandert nach Berlin, die Butter von der Schwalm nach Paris. Dementsprechend sind auch solche Erzeugnisse in ihrer Heimat weit teurer geworden. Dagegen kauft man jetzt Seefische, Südfrüchte und ähnliche Gegenstände, die auf einen weiten oder schnellen Transport angewiesen sind, besser und wohlfeiler als früher. Durch den erleichterten Verkehr ist die ganze Erde gleichsam zu einem großen Markte geworden, auf welchem die Preise je nach Angebot und Nachfrage sich überall annähernd ausgleichen. Namentlich können jetzt Lebensmittel in großen Massen aus einer Gegend der andern zugeführt werden. Die bedeutsamste Folge hiervon ist die, daß wir vor der Gefahr einer Hungersnot, die in früheren Jahrhunderten wie ein Schreckgespenst allen Ländern drohte, und die auch noch im Jahre 1817 und selbst noch im Jahre 1847 uns nahetrat, jetzt völlig gesichert sind. Wo in einem Lande die Ernte mißrät, ist sofort aus andern Ländern der Zufluß zur Stelle, um die Lücke auszufüllen. Eine Mißernte, die alle durch den Verkehr verbundenen Länder gleichzeitig träfe, ist kaum zu erwarten.

Aus der vorstehenden Darstellung ergiebt sich, daß die Verschiedenheit der Preise von jetzt und früher das Ergebnis einer Menge verwickelter Verhältnisse ist, und daß für die Frage des Wohlergehens der Völker diese Verschiedenheit keine entscheidende Bedeutung hat. Wir werden hiernach auf direktem Wege der Frage näherzutreten haben: Wie lebte man vor zwei Menschenaltern im Vergleich mit jetzt?

Digitized by Google

Die Lebensmittel.

Der Hauptcharakterzug des wirtschaftlichen Lebens vor sechzig Jahren war eine an Dürftigkeit grenzende Einfachheit. Als reich im Sinne der heutigen Zeit konnte man damals in Deutschland überhaupt wohl nur wenige bezeichnen. Aber auch im Sinne der damaligen Zeit gab es wenig reiche Leute. Als der reichste Mann in Kassel galt bis in die 1850er Jahre ein Kaufmann, von dem man annahm, daß er eine halbe Million Thaler im Vermögen habe. Auch die Gehalte der Beamten waren äußerst knapp und reichten nur zu einer bescheidenen Existenz aus. Dem entsprach auch die allgemeine Lebensweise. Wie in den einzelnen Familien gelebt wurde, war ja gewiß verschieden je nach der Größe des Einkommens, sowie nach den Ansprüchen des Eheherrn und der Geschicklichkeit der Hausfrau. Im allgemeinen aber wurde sehr einfach gelebt.

Als Morgentrank war Kaffee (der noch im vorigen Jahrhundert selten und mancherorten sogar verpönt war) schon allgemein üblich, wenn auch öfters mit Cichorien oder ähnlichen Ersatzmitteln gemischt. Auch nachmittags wurde in den meisten Familien Kaffee getrunken. Thee am Morgen zu

Digitized by Google

trinken war ganz unbekannt. Er wurde überhaupt nur wenig getrunken; meist nur in Abendgesellschaften. Auch trank man allgemein grünen Thee; der schwarze Thee wurde erst in späterer Zeit als der gesündere empfohlen.

Das Mittagsmahl war um 12 oder 1 Uhr. Ein späteres „Diner" kannte man nicht. Die Abendmahlzeit ward meist um 7 oder 8 Uhr eingenommen. Die Nahrungsmittel waren — abgesehen von den jetzt aus weiter Ferne uns zugeführten — von den heutigen kaum verschieden. Auch die Zubereitung derselben dürfte ziemlich gleich geblieben sein. Jedoch fehlte das Hilfsmittel, womit man jetzt Suppen und Brühen kräftigt, der Fleischextrakt, welcher erst seit etwa zwanzig Jahren in unseren Küchen heimisch geworden ist. Überhaupt aber hielt man sich an die einfacheren Speisen und verschmähte die kostspieligeren. Fleisch wurde mittags in den besseren Familien durchweg gegessen. Für die Wochentage bildete jedoch gekochtes Fleisch (Suppenfleisch) die Regel. Dann und wann wurde auch ein Braten aufgetischt. Beefsteak kannte man noch nicht. Als Gemüse mußte dienen, was der Garten bot. Es durfte nichts umkommen.

Die Herstellung des Mittagsmahls ließ sich die Hausfrau selbst angelegen sein. Kochbücher hatte man schon damals, wenn auch recht dürftige. Man legte aber noch Wert darauf, daß die Frau selbst kochen könne; und viele konnten und thaten es auch wirklich. Man hatte in der Regel nur einen weiblichen Dienstboten. Gleichzeitig eine „Köchin" und ein „Hausmädchen" zu halten, galt schon für einen Luxus. Einen Bedienten hatten nur vornehme Leute. Selbst in wohlhabenden Bürgerfamilien war es übrigens nicht selten, daß Sonn-

Digitized by Google

abends, wo das „Reinmachen“ stattfand, zu Mittag garnicht „gekocht“, sondern Kaffee getrunken wurde.

Für den Abendtisch war vor allem das Schlachtewerk von Wert. Wohlhabende Bürger schlachteten im Winter ein oder mehrere Schweine; bei welcher feierlichen Gelegenheit auch die guten Freunde mit einer „Wurstsuppe“ bedacht werden mußten. Die Schlachterei ging oft auf offener Straße vor sich. Ein Teil des Schlachtewerkes mußte frisch gegessen werden. Die geräucherten Würste und Schinken dienten das ganze Jahr hindurch als Zukost. Man speiste sie noch ohne alle Trichinenfurcht. Außerdem bestand die Abendmahlzeit öfters zur Sommerszeit in saurer Milch, zur Winterszeit in einer konsistenten Suppe.

Was die Zwischenkost betrifft, so galt es damals auch in bessern Ständen noch nicht für eine Schande, trocken Brot zu essen. Schwarzbrot und Weißbrot wurden ungefähr ebenso bereitet wie jetzt. Man kaufte sie in Kassel allgemein schon von den Bäckern; während an kleinern Orten noch die Brotbereitung im eignen Hause üblich war. Dagegen wurden auch in Kassel die bei den großen Festen üblichen Festkuchen meist noch im eignen Hause zubereitet und dem Bäcker zum Backen übersandt. An feinerem Gebäck lieferten die Bäcker Zwieback und Kringel; die übrigen feineren Backwaren sind neueren Ursprungs. Morgens aß man Weißbrot zum Kaffee, meist ohne Butter. Auch „belegte Butterbröter“ zum Frühstück waren nicht üblich. Butter wurde überhaupt möglichst gespart. Geschmelzt wurde mit Rindsfett oder Speck. Einige Speisen (z. B. Pfannkuchen) mußten sich auch gefallen lassen, mit „Olei“ (Rüböl) zubereitet zu werden. Kindern gab man wohl

Digitized by Google

einen „Wecke“ mit in die Schule. Zum Vieruhrbrot wurde ihnen ein Stück Schwarzbrot, vielleicht mit einem Apfel, gereicht.

Es war durchaus nicht üblich, daß Haushaltsbedürfnisse den Kunden in das Haus getragen wurden. Jeder mußte sich dieselben im Laden holen lassen. Man hörte und sah deshalb auch nicht frühmorgens pfeifende Bäckerjungen und geputzte Metzgerburschen die Straße ablaufen. Ebensowenig gab es Läden, in welchen man fertige Speisen hätte kaufen können. Die „Delikatessenhandlungen“ in Kassel sind erst eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte. Außer frischer Wurst, welche beim Metzger zu haben war, gab es keine sofort verspeisbaren Fleischwaren. Der jetzt in Arbeiterkreisen üblich gewordene Genuß von rohem gehackten Fleisch mit Salz und Pfeffer war noch nicht in Übung. Ebensowenig konnte man eingemachte Gemüse oder Früchte (die feineren Südfrüchte vielleicht ausgenommen) irgendwo in Läden kaufen. Die Hausfrau, welche solche haben wollte, mußte sie selbst einmachen. Das geschah denn auch in fast allen Haushaltungen. Freilich war die Kunst, in geschlossenen Blechbüchsen Nahrungsmittel aufzubewahren, noch ganz unbekannt. Weißkraut (Sauerkohl), Gurken, „Strünke“ (die geschnittenen Stengel von Sommer-Endivien) und „Schnippelbohnen“ wurden mit Salz in Fässern eingemacht und fanden im Keller ihren Platz. Von Früchten wurden Kirschen, Heidelbeeren und Zwetschen, wie auch noch jetzt, in Gläsern oder Flaschen eingekocht und in der Speisekammer aufbewahrt. Preißelbeeren galten für ein sehr luxuriöses Obst und kamen in bürgerlichen Haushalten nicht vor. Natürlich wurden auch Wintervorräte von Kartoffeln und Kernobst

Digitized by Google

angeschafft. Mit solcher Ausrüstung konnte man dem Winter ruhig entgegengehen.

Speisen, welche im Haushalt aufbewahrt werden sollten, wurden in den „Fliegenschrank“ gestellt — einen Schrank, der zur Durchlassung der Luft mit Wänden aus Leinwand versehen war — oder sie wurden, wenn sie besonders kühl stehen sollten, in den Keller getragen. Eisschränke kannte man noch nicht. Überhaupt kam damals Eis noch garnicht im Haushalt vor. Man hatte keine „Eiskühler“ und ähnliche Institute. Eis brauchte nur der Konditor zur Bereitung seines Kunsteises. Von ihm ließ man auch etwas Eis holen, wenn einem Kranken Eisumschläge verordnet waren.

Unter den Getränken kommt natürlich als erstes Wasser in Betracht. Seit dem Jahre 1872 besitzt Kassel seine neue Wasserleitung, welche aus mehr als dreistündiger Entfernung das vortreffliche Wasser der Nieste in alle Häuser bis in die höchsten Stockwerke führt. Bis dahin bestanden nur zwei unzureichende Wasserleitungen für Trinkwasser, welches sie meist nur öffentlichen Brunnen zuführten. Das „Eichwasser“ speiste die Brunnen der Unterneustadt und führte auch einen Wasserstrang über die Fuldabrücke herüber zu einem Brunnen im Renthofe. Das „Prinzenwasser“ speiste eine Anzahl Brunnen auf der Oberneustadt. Daneben aber, namentlich in der Altstadt, mußte das Quellwasser der Pumpbrunnen aushelfen, welche zum Teil auch leidlich gutes Wasser gaben. Nicht zum Trinken geeignetes, aber sonst brauchbares Wasser lieferte die Druselleitung, welche in dem „Druselteich“ unterhalb des Druselturms ihr Sammelbecken hatte, von dort durch Röhren eine große Menge Brunnen („Zaiten“) speiste, aber

Digitized by Google

auch durch die offenen Straßenrinnen der Altstadt geleitet wurde und dadurch die Reinlichkeit der Straßen förderte. Alles zum Hausbedarf notwendige Wasser mußte übrigens in Eimern oder Krügen in die Häuser getragen werden. An einzelnen besonders gesuchten Brunnen (z. B. dem Prinzenbrunnen „vor dem Schlosse") gaben daher abends die schwatzenden „Mädchen am Brunnen", meist mit Lehrjungen gemischt, ein lebensvolles Bild ab. In der Küche wurde das zusammengetragene Wasser in der Bornstanne aufbewahrt. Außerdem war man bemüht, für Wäschen Regenwasser aufzufangen; und wenn es platzregnete, konnte man hier und dort eine Dienstmagd aus der Hausthür springen sehen, um einen Zuber unter die Dachtraufe zu stellen. Das alles ist nun mit der Wasserleitung plötzlich anders geworden.

Was die künstlich bereiteten Getränke betrifft, so liegt der Hauptgegensatz von jetzt und früher darin, daß damals das Bier noch gar keine Rolle spielte. Das damalige „ordinäre" Bier war sehr wohlfeil (der Schoppen kostete nur 4 Heller, wenig mehr als 3 Pfennige), aber auch dünn und herzlich schlecht. Neben diesem Gerstenbier wurde auch noch ein „Lager- oder Weizenbier" gebraut, welches etwas besser und teurer war. Außerdem brauten einige Bierbrauer (deren Namen jedesmal im Wochenblatt bekannt gemacht wurden) ein noch teureres „Weißbier". Alle diese Biere wurden aber nur wenig getrunken. Zum Haustrank diente vielfach das sogenannte „Füllbier", welches im Hause selbst bereitet wurde. Es wurde halbgegohrenes Bier vom Bierbrauer gekauft, mit Wasser gemischt und in Krügen zur nochmaligen Gährung an die Sonne gesetzt. Dann wurden die Krüge stark verkorkt. Beim Ausguß

Digitized by Google

entwickelte das Füllbier reichlich Kohlensäure. Es war ein leichtes und angenehmes Getränk, und es ist zu bedauern, daß es aus der Mode gekommen ist. Auf den Dörfern wurde ein ganz dünnes Bier gebraut, welches „Covent“ hieß und bei den wohlhabenden Bauern als Haustrank diente. In der Stadt habe ich niemals davon gehört. Jetzt scheint es auch auf den Dörfern verschwunden zu sein. Besseres Bier entstand in Kassel erst, als gegen Ende der 1820er Jahre die Felsenkeller unter dem Weinberge angelegt waren. In den darüber gelegenen Wirtsgärten wurde dieses Bier in verkorkten Flaschen gereicht und aus kleinen Gläsern getrunken. Dort lockte zugleich die prächtige Aussicht in die schöne Kasseler Gegend die Besucher an. Das Bier war ziemlich stark und sehr bitter. Es ist zu bezweifeln, ob es heute noch als ein gutes gelten würde. Gleichwohl erlangte dieses Kasseler Felsenbier eine gewisse Berühmtheit, wozu vielleicht auch die Göttinger Studenten beitrugen, welche, namentlich zu Pfingsten, oft in großer Anzahl nach Kassel herüberkamen und dann auch auf den Felsenkellern sich begeisterten. Aber auch das männliche Publikum Kassels selbst wallfahrtete immer eifriger zum Biergenuß dorthin. Erst viel später kam das bairische Bier auf und wurde in den Restaurationen, welche dasselbe führten, eifrig getrunken. Nach und nach begannen die Bierbrauer allerorten nach bairischer Art zu brauen; und in gleichem Maße wuchs das Biertrinken. Anfangs trank man nur abends. Von dem in neuerer Zeit vielgenannten, jetzt sogar salonfähig gewordenen „Frühschoppen“ habe ich zuerst gegen Anfang der 1850er Jahre etwas gehört. Vielleicht hat er aber für empfängliche Naturen schon früher bestanden. In neuerer Zeit ist auch

Digitized by Google

noch der „Dämmerungsschoppen“ hinzugekommen. Seit wann die jetzt in vielen Häusern bestehende Sitte, beim Mittagstisch Bier zu trinken, sich gebildet hat, vermag ich nicht zu sagen. Noch jünger aber ist die Sitte, auch in Abendgesellschaften, nachdem man bei Tische bereits Wein gegeben, zum Nachtrunk — also gegen Mitternacht — noch Bier herumzureichen.

Zu welcher Höhe der Bierverbrauch in Deutschland gediehen ist, ergiebt die Statistik des deutschen Reichs (Bd. 59, XI, 51 flg.). Danach sind in dem Steuerjahre 1882—83 in Deutschland 38 429 469 Hektoliter Bier getrunken worden; macht auf den Kopf der Bevölkerung 84,7 Liter. (In den Jahren 1874—76 war der Bierverbrauch noch stärker.) Von jenem Verbrauch kommen auf Norddeutschland (das Reichssteuergebiet) 22 402 792, auf Süddeutschland (Baiern, Württemberg, Baden und Elsaß) 16 026 677, auf Baiern allein 11 148 860 Hektoliter; macht auf den Kopf der Bevölkerung für Norddeutschland 64,3, für Süddeutschland 154,22, für Baiern allein 211 Liter. Rechnet man den Preis für das Liter zu 24 Pfennig, so beträgt die Ausgabe für Bier in Norddeutschland 537 666 008, in Süddeutschland 384 640 248, in ganz Deutschland 922 306 256 Mark. Von der Bedeutung dieser Summe erhält man ein Bild, wenn man erwägt, daß die Kosten des ganzen deutschen Heeres etwa 345 Millionen Mark betragen, und daß die gesamten Staatsausgaben des preußischen Staates für 1883—84 zu 1083 Millionen Mark veranschlagt waren.

Schnaps war damals, wie jetzt, das Getränk, an welchem der geringe Mann sich erlabte. Bei dem seltenen Biergenuß reichte aber das Schnapstrinken weit höher in die Stände

Digitized by Google

hinauf. Es kam damals vor, daß auch angesehene Kaufleute dem Schnapsgenuß sich hingaben und daran zu grunde gingen. Es herrschte noch der bessere Kornbranntwein vor. Das Brennen von Kartoffeln, um die Schlempe zu gewinnen, ist erst im Laufe der Zeit mehr üblich geworden. Feinere Branntweine und Liköre waren schon damals beliebt. In den Konditoreien bekam man sie frisch aus der Flasche geschenkt.

In den besseren Ständen trank schon damals der Hausherr vielfach bei Tische Wein. Daß man Bier bei Tische getrunken hätte, habe ich — das Füllbier abgerechnet — niemals gesehen. Sehr beliebt war damals weißer französischer Wein, den man wohlschmeckender fand als Rheinwein. Man erhielt die platte Flasche*) recht trinkbaren Franzweins für 8 ggr. (1 Mark). Erst seit Eintritt Kurhessens in den Zollverein (1832) verteuerte sich der Franzwein so sehr, daß man vorzog Rheinwein zu trinken. In größeren geselligen Zirkeln wurde, wenn nur Männer zusammen waren, meist Punsch getrunken. Nahmen Frauen teil, so war ein sehr beliebtes Getränk der Glühwein, welcher aus weißem Wein, Eiern, Zucker und Gewürzen gebraut wurde. Kardinal, die heutige „Bowle", galt schon für mehr luxuriös. Maitrank kannte man garnicht. Er kam erst in den 1840er Jahren auf, wo er Otto Roquette zu seinem lieblichen Gedicht „Waldmeisters Brautfahrt" begeisterte. Abgesehen aber von der durch gesellige Zusammenkünfte gebotenen Veranlassung hielten Frauen sich von geistigen Getränken zurück.

*) Diese niedrigen platten Flaschen waren früher fast ausschließlich üblich. Jetzt sind sie fast gänzlich durch die hohen runden Flaschen verdrängt; vielleicht deshalb, weil letztere für die Weinhändler vorteilhafter sind, da sie geringer ins Maß fallen.

Digitized by Google

In Damengesellschaften wurde wohl ein Glas Bischoff gereicht.

Mineralwasser waren auch damals schon gebräuchlich; man kannte aber nur die natürlichen. Bei der Schwierigkeit des Transports trank man auch noch geringere Brunnen, wenn dieselben in der Nähe zu haben waren. So z. B. wurde in Kassel noch vielfach das Wasser von Dorf Geismar bei Fritzlar, ein schwacher Säuerling, getrunken, während es jetzt gänzlich verschollen ist. Sehr beliebt war auch Selterswasser mit Zucker und Wein. Erst seit einem Menschenalter aufgekommen sind die künstlichen Mineralwasser, namentlich das Sodawasser, welches jetzt eine so große Rolle spielt. Die Trinkbuden mit den „kohlensauren Jungfrauen" sind erst eine Errungenschaft des Jahres 1867.

Digitized by Google

Das Haus und seine Einrichtungen.

Der Einfachheit der Nahrungsmittel entsprach auch die Einfachheit der Wohnungen. Man hatte damals nur städtisch angelegte Wohnhäuser. Diejenige Art von Häusern, die wir heute mit dem Namen „Villen" bezeichnen, war noch unbekannt. Wurden auch hie und da in die vor den Thoren gelegenen Gärten Häuser zum ständigen Wohnen gebaut, so wurden diese doch dicht an die Straße gesetzt und ganz nach Art der Stadthäuser eingerichtet.

Bei den Häusern herrschte der Holzbau vor. So wurde z. B. die unter Kurfürst Wilhelm II. gegen Ende der 1820er Jahre angelegte neue Straße (Artilleriestraße) durchweg in Holzfachwerk erbaut. Ebenso auch die Häuser der um das Jahr 1838 erbauten „Wolfschlucht". Erst seit etwa vierzig Jahren ist der Steinbau mehr und mehr aufgekommen. Durch die daran sich knüpfende Folge, daß die Wände der Häuser stärker hergestellt werden, sind ohne Zweifel die Wohnungen wärmer und gesünder geworden. Von alters her sind die Häuser in Kassel nicht für den Eigentümer allein bestimmt, sondern zugleich zum Vermieten eingerichtet gewesen. Die Wohnungen waren früher ziemlich knapp. Jeder suchte so viel wie möglich

Digitized by Google

sich einzuschränken. Die besseren Zimmer waren auch damals schon tapeziert, das Holzwerk meist mit weißer Ölfarbe gestrichen. Einen Anstrich mit dunkler Ölfarbe kannte man nicht. Die Tapeten waren nicht immer geschmackvoll. Auch grüne Tapeten scheute man noch nicht. Die minder guten Räume waren in Kalkfarbe gelegt. Die Fußböden waren einfach gedielt. Angestrichene oder gebohnte Fußböden waren unbekannt. Parketböden waren äußerst selten. In einfachen Bürgerwohnungen wurden die Wohnzimmer noch mit Sand bestreut. Fast ganz allgemein war das Sandstreuen auf den Treppen im Hause. Die Zimmerdecken waren geweißt. Verzierte Plafonds hatte man nur selten. Für die Fenster waren zwar die kleinen runden Scheiben, wie sie vielfach noch auf den Dörfern sich fanden, in der Stadt schon verschwunden. Gleichwohl waren auch hier die Scheiben noch so klein, daß deren vier oder sechs den Fensterflügel füllten. Sie waren in der Regel in Blei gefaßt. Erst später wurden die größeren, in Holz gefaßten Scheiben üblich, deren zwei oder drei auf den Flügel gingen. Fensterflügel mit nur einer Scheibe sind erst innerhalb der letzten Jahrzehnte aufgekommen. Auch an die Möglichkeit von Doppelfenstern dachte damals niemand. Öfen hatte man verschiedener Art. Die aufgemauerten (sogenannten Berliner) Öfen waren in Kassel ganz unbekannt. Für kleine Räume waren die sogenannten Windöfen (Kanonenöfen) beliebt. Sie wurden ebenso schnell warm, als sie wieder kalt wurden. Häufig wurde über schlechtes Heizen der Öfen geklagt. Ein Grund davon lag ohne Zweifel in der schlechten Bauart der Schornsteine, die in unverständiger Weite angelegt waren. Die meisten Öfen waren für den Brand von Kohlen

Digitized by Google

eingerichtet. Gebrannt wurden in Kassel die Braunkohlen der nahen Bergwerke. Steinkohlen aus der Ferne herbeizuschaffen, war damals unmöglich. Jetzt verdrängt bereits die Steinkohle vielfach die Braunkohle. In der Küche wurde in der Regel Holz gebrannt. Der Herd war in den meisten Häusern nichts weiter als ein gemauerter Aufsatz, in welchem als Feuerstelle eine Vertiefung mit Rost sich befand. Die Töpfe umstanden das offen brennende Feuer, welches mit Holzklibbern unterhalten wurde. Jedoch hatte man für die Anfertigung von Braten öfters einen besonderen „Bratofen". Über dem Herde öffnete sich in weitem Busen der Rauchfang, aus welchem der Schornstein unmittelbar ins Freie führte. Auch der unentbehrliche Ausguß für das Spülwasser, der Gossenstein, ging unmittelbar ins Freie hinaus. Die Küchen waren deshalb meist zugig und kalt. Man hatte auch schon damals in besseren Häusern „Sparherde" mit einer eisernen Platte, welche, um gut zu heizen, „gesprungen" sein mußte. Aber sie bildeten die Ausnahme. Ofenartige Herde, wie man sie jetzt besitzt (in Berlin „die Maschine" genannt), kannte man garnicht. Ebenso unbekannt waren in den Häusern die Bequemlichkeiten, die man heute mit dem Namen Water-closet bezeichnet. Die Aborte führten häufig noch in die zwischen Häusern liegenden offenen Winkel oder in schlecht abfließende Kanäle, was ihren Besuch nicht angenehmer machte.

Auch die Zimmereinrichtungen waren im Durchschnitt sehr einfach. Die Möbel waren ohne Stil und von geringem Geschmack. Vorherrschend war das polirte Kirschholz. Mahagoni galt als etwas besonders feines. Möbel mit Schnitzwerk kannte man garnicht. Einige Zeit hindurch war die Ver-

Digitized by Google

zierung der Möbel mit Bronze stark in Mode. Das Kunsthandwerk hatte nur selten Gelegenheit sich zu bethätigen. Im Jahre 1826 ließ der Kurfürst für seine Tochter, die Herzogin von Meiningen, bei dem Schreinermeister Krug in der Wildemannsgasse eine prachtvolle Wiege anfertigen, welche vor der Absendung öffentlich gezeigt wurde. Auch wir Schuljungen liefen dorthin. Im allgemeinen aber hatte man keine Vorstellung davon, daß in dem Hausgeräte ein Kunstsinn sich erweisen könne. So wie die Fensterscheiben, waren auch die Spiegel noch klein. Größere Spiegel wurden aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Es fehlte die Kunst, Glas in großen Platten zu erzeugen. Die Wände schmückte man auch schon damals gern mit eingerahmten Bildern. Die Rahmen waren von Holz, braun oder schwarz polirt. Goldrahmen hielt man nur für Ölgemälde passend, deren Besitz aber selten war. Die jetzt allgemein üblichen Rahmen von Goldleisten fehlten, da man sie noch nicht herzustellen verstand. Pendeluhren als Hausrat waren beliebt, namentlich solche mit Schlagwerken. Die Gehäuse waren oft geschmacklos. Vielfach traf man auch noch aus älterer Zeit Stehuhren in Gehäusen von mehr als Manneshöhe. Teppiche, durch das ganze Zimmer gelegt, gab es wohl nur in vornehmen Häusern. Aber selbst kleinere Teppiche, Vorlagen vor das Sofa ꝛc., waren selten vorhanden. Vorhänge vor den Fenstern hatte man schon allgemein. Sie waren durchweg weiß, meist von einfachem Zeug. Dunkle Vorhänge waren nicht üblich. „Portieren“ waren ganz unbekannt.

Viele Bürger- und Beamtenfamilien hatten neben ihrem Wohnzimmer noch eine „gute Stube“, welche nur für Besuch

Digitized by Google

geöffnet wurde. In ihr standen die „guten Möbel"; die Polster von Sofa und Stühlen darin für gewöhnlich mit weißen oder gewürfelten Schutz-Überzügen bedeckt. In ihr standen die Schaustücke der Familie, meist von den Eltern ererbt, chinesische Porzellanvasen, Uhren mit Glockenspiel und ähnliche Dinge. Auf der ganzen Stube lagerte ein eigentümlicher Duft, und den Kindern galt sie als ein Heiligtum. Überhaupt liebte man, wenn Gesellschaft kam, zu räuchern. Das geschah mit Räucherpulver oder Räucheressenz, welche auf den Ofen gestreut oder gegossen wurde; oder auch mit Räucherkerzchen, kleinen pyramidalen kohlenfarbigen Körperchen, welche angesteckt fortglimmten und einen angenehmen Duft verbreiteten.

Noch mag hier erwähnt werden, daß der heute so lebendige Sinn, welcher an Hausrat aus älterer Zeit Freude findet und welcher Rococo-Möbel wieder zu einer förmlichen Modesache erhoben hat, damals gänzlich fehlte. Man betrachtete alte Sachen, soweit sie nicht von ganz besonderem Wert oder im Haushalt unentbehrlich waren, als abgethan und stellte sie in die Rumpelkammer.

Für die Betten bildeten Pferdehaar-Matratzen die Ausnahme. Von Sprungfeder-Matratzen habe ich um jene Zeit nie etwas vernommen. Vorherrschend war das Federbett, welches über dem grundlegenden Strohsack sich ausbreitete und oft zu einer ansehnlichen Höhe stieg. Winter und Sommer versenkte man sich in ein solches. Im Winter diente auch eine Federdecke zum Zudecken, während man für den Sommer leichtere Decken besaß. Sehr häufig begegnete man noch den Himmelbetten, deren Himmel in der Regel aus gewürfeltem Kattun bestand. Wo sich Hausungeziefer fand, war man

Digitized by Google

auch damals schon bemüht, dasselbe energisch zu bekämpfen. Aber es fehlte das durchgreifende Mittel des persischen Insektenpulvers.

In der Küche hatte man, wie jetzt, Geschirr von verschiedener Form und verschiedenem Material, kupferne, eiserne und irdene Töpfe. Die eisernen waren im Innern noch nicht glasirt und mußten deshalb einem energischen Auskochungsprozeß unterworfen werden, wenn sie nicht schwarz kochen sollten. Luftdicht verschließbare Töpfe kannte man nicht. Für Mittags- und Abendessen wurde der Tisch auch damals, wie jetzt, weiß gedeckt, und für jeden Tischgast eine Serviette aufgelegt. Als Tischgeschirr diente meist schon Porzellan. In manchen, auch wohlhabenden Bürgersfamilien speiste man jedoch noch von zinnernen Tellern und Schüsseln. Silberne Löffel waren meist in Gebrauch. Die Gabeln waren, so wie die Messer, von Eisen. Gabeln von Argentan waren noch unbekannt. Jetzt ist das Argentan bereits überholt durch das Alfenide. Gegessen wurde natürlich wie jetzt; aber es dachte noch niemand daran, daß es vornehmer sei, die Gabel mit der linken Hand zum Munde zu führen.

Als Beleuchtungsmittel kannte man für gewöhnliche Haushaltungen nur Talg und Öl. Zwar gab es auch Wachskerzen; sie waren aber sehr teuer, und wurden deshalb, außer in Kirchen, nur bei Hof und in sehr vornehmen Zirkeln gebrannt. In bürgerlichen Kreisen hielt man sich höchstens einen „Wachsstock“ zum augenblicklichen Anzünden für kleine Gänge. Stearin war noch nicht erfunden. Gas kam erst weit später nach Kassel. Petroleum ist erst seit etwa zwanzig Jahren nach Europa gebracht worden. Talglichter — die regelmäßige

Digitized by Google

Beleuchtung der Wohnzimmer — waren kein schöner Brand. Ihre Helligkeit war zwar der der Stearinlichter ziemlich gleich. Aber sie verdüsterten alle Viertelstunden, bis sie wieder geputzt waren. Für diesen Zweck stand eine Lichtputzscheere, meist in einem blechernen Schiffchen, neben dem Leuchter. Putzte man das Licht ungeschickt, so erlosch es, und die Gesellschaft saß plötzlich im Dunkeln. Öfters mußte auch ein „Dieb" vom Lichte genommen werden. Um das Licht auszulöschen, durfte man es nicht ausblasen, weil es sonst einen sehr häßlichen Geruch verbreitete; man mußte es mit einem kleinen Klümpchen Talg, das man an die Spitze der Lichtputzscheere nahm, ersticken. Auch die Öllampen gaben nur ein mäßiges Licht. Die meisten waren so eingerichtet, daß ihre Flamme offen brannte. Man war noch nicht Herr der Kunst, durch einen geschlossenen Glascylinder die Leuchtkraft zu steigern. Man hatte übrigens für Gesellschaften auch schon größere, künstlich eingerichtete Lampen. Selbstverständlich fehlten auch die schönen Lampenschleier, die man jetzt besitzt. In der Küche herrschte allein das Öllicht, und zwar in der primitivsten Form als offen brennende Lampe mit dünnem Docht. Vielfach war auch dort das „Hanglicht" in Gebrauch, eine Lampe ohne Fuß, an einer aufwärtsgehenden Kette mit Haken befestigt, mittels dessen man sie an hervorragende Gegenstände (z. B. das Gesimse des Rauchfangs) anhängen konnte.

Ein sehr bedeutsamer Fortschritt unsrer Zeit liegt in der Art des Feueranzündens. Das gegenwärtige Geschlecht ist wohl kaum sich bewußt, welche Wohlthat ihm angediehen ist durch die erst fünfzig Jahre alte Erfindung des Streichholzes. Bis zu dieser Erfindung war die Gewinnung des Feuers

Digitized by Google

ziemlich mühselig. Im Winter freilich hielt man meistens in dem Ofen oder dem Herde eine glühende Kohle, an welcher man ein Schwefelholz anstecken konnte. Hatte man bereits eine lichte Flamme, so reichte ein „Fidibus“ zum Weiterzünden aus. Der erlöschende Fidibus war dann die Freude der Kinder, welche die darin hin und her ziehenden Funken beobachteten und sagten: „sie sähen die Leute aus der Kirche gehen“; der letzte Funken, welcher erlosch, war „der Küster“. War aber Feuer im Hause nicht mehr vorhanden, so mußte man natürlich ein solches mit einem Feuerzeug „anmachen“. Das gewöhnliche Feuerzeug bestand in Stahl, Stein und Schwamm. Ein Stückchen Feuerschwamm wurde auf den Stein gehalten, und dann wurde mit dem Stahl so lange an dem Stein heruntergeschlagen, bis der Schwamm von einem der herausprühenden Funken Feuer gefangen hatte. An den glimmenden Schwamm hielt man dann ein Schwefelholz, welches nach einiger Zeit in lichter Flamme brannte. War aber eines dieser Ingredienzen schlecht, so konnte man sich lange abmühen, bis man Feuer hatte. Jedenfalls dauerte die Operation eine oder mehrere Minuten. Nun hatte man freilich auch noch andre Feuerzeuge. Es gab sogenannte Zündmaschinen, in welchen Wasserstoffgas entwickelt und dann beim Ausströmen aus einem geöffneten Hahn durch einen elektrischen Funken oder auch mit Hilfe eines Platina-Schwämmchens in Brand gesetzt wurde. Es gab ferner chemische Feuerzeuge, bei welchen man besondre Zündhölzer in ein blechernes Büchschen tauchte, wo sie dann brennend wieder herauskamen. Diese Vorrichtungen waren aber teils kostspielig, teils unsicher und unbequem, weil sie immer wieder der Auffrischung bedurften.

Digitized by Google

Sie waren deshalb auch wenig in Gebrauch. Allen diesen Dingen hat mit einem Schlage das Streichholz ein Ende gemacht. Auch sind die in den ersten Jahrzehnten mit demselben verbunden gewesenen Unannehmlichkeiten des üblen Geruches und der Feuersgefahr durch die Erfindung des schwedischen Feuerzeuges beseitigt. Man geht jetzt damit so verschwenderisch um, daß man sich nicht scheut, ein Streichholz zu verwenden, auch wo man eine brennende Flamme zum Anzünden benutzen könnte. Der Fidibus wird daher bald zu den ausgestorbenen Geschöpfen zu zählen sein.

Die Erfindung des Streichholzes hat noch einige Wirkungen geübt, die besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Vor zwei Menschenaltern galt noch als ein besonders wünschenswerter Besitz eine Repetiruhr, d. h. eine Taschenuhr, welche auf einen Druck am Bügel die Stunde anschlug. Gegenwärtig verlangt niemand mehr nach einer solchen. Uhren dieser Art werden deshalb auch nicht mehr fabrizirt und sind im Verkehr fast ganz verschwunden. Der Grund für diese Erscheinung dürfte in dem Streichfeuerzeug liegen. Der Hauptwert jener Uhren bestand darin, daß man nachts, wenn etwas vorfiel, sofort, ehe man Licht hatte, erfahren konnte, wieviel Uhr es sei. Das Bedürfnis hierfür hat aufgehört, seitdem das Lichtmachen nur einen Augenblick Zeit kostet. Und damit sind auch jene Uhren wertlos geworden. Auch Pendeluhren mit Repetirwerk, auf welches man früher großen Wert legte, sind ganz aus der Mode gekommen.

Eine andre Wirkung des Streichfeuerzeuges ist keine erfreuliche. Es haben dadurch unzweifelhaft die Feuersbrünste sich vermehrt. Sind auch die Gefahren, welche das frühere

Digitized by Google

Streichfeuerzeug mit ſich brachte, durch das ſchwediſche Streichholz weſentlich verringert, ſo veranlaßt doch auch dieſes noch häufig genug Brände dadurch, daß Kinder mit Feuerzeug geſpielt haben. Es liegt darin ein Zeugnis dafür, wie unvorſichtig mit der Aufbewahrung der Feuerzeuge umgegangen wird. Vielleicht würde ſich das beſſern, wenn die Feuerzeuge minder wohlfeil wären.

Eine weitere Wirkung des Streichfeuerzeuges iſt die, daß es unzweifelhaft die Sitte des Tabakrauchens ſehr gefördert hat. Wir werden davon unten noch weiter reden.

Digitized by Google

Der Anzug.

Nachdem der im zweiten Jahrzehnt unſers Jahrhunderts gemachte Verſuch, eine ſelbſtändige deutſche Kleidung zu ſchaffen, mit dem verdächtig gewordenen „deutſchen Rock“ ſein Ende erreicht hatte, trug man wieder die Kleider, wie leider auch noch jetzt, nach den Moden von Paris. Das konnte man ſchon an vielen Namen erkennen. Der feingefaltete Anſatz an der Mittelfalte des Vorhemds, eine Hauptzier älterer feiner Herren, hieß: Jabot, eine Art Winterüberwurf für Knaben: Chenille. Die Stoffe für Frauenkleider hießen Barège, Crepe de Chine u. ſ. w.; auf Bällen trugen die Damen Tron-Tron-Tücher. Ob die damaligen Moden oder die ſeitdem in langen wechſelnden Reihen aufgetretenen die ſchönſten waren, unternehmen wir nicht zu entſcheiden.

Geſchäfte, in welchen man fertige Kleider hätte kaufen können, beſtanden damals weder für Herren noch für Damen. Die jetzt ſo intereſſanten „Konfektions-Geſchäfte“ ſind erſt neueren Urſprungs. Schneider für Herren gab es ſchon zur Genüge. Auch beſtanden wohl ſchon Damenſchneider und -ſchneiderinnen, welche im eigenen Hauſe Kleider anfertigten. Regelmäßig nahm aber die Dame, welche ſich ein Kleid

Digitized by Google

machen lassen wollte, eine Schneiderin auf einen oder mehrere Tage zu sich ins Haus. Übrigens wurden damals noch Frauen- und Kinderkleider in weit größerem Umfange von der Hausfrau selbst angefertigt.

Was die Männerkleider betrifft, so hatte man für dieselben bei weitem nicht so mannichfaltige Stoffe wie jetzt. Abgesehen von den Stoffen für Sommerkleider — unter welchen Nanking und Kasimir die hervorragende Rolle spielten — war der regelmäßige Bekleidungsstoff Tuch. Für Winterröcke („Flausröcke") wurde öfters auch Biber verwendet. Buckskin und ähnliche Zeuge kamen erst weit später auf. Damasl handelten auch noch nicht die Schneider mit Stoffen. Wer ein Kleidungsstück sich machen lassen wollte, ließ vom Schneider sich das Maß nehmen und den Bedarf an Zeug sagen. Dann ging er in einen Tuchladen und suchte sich dort das Zeug aus. Sollte es bei Nässe nicht eingehen, so mußte es erst „dekatirt" werden, was auf Verlangen der Tuchhändler besorgte. Dann ward es zum Schneider geschickt. Vorsichtige Leute wogen es auch vorerst ab, um zu sehen, ob der Schneider nicht zu viel „in die Hölle" fallen lasse.

Als Kleid für den Oberkörper war der Frack noch weit mehr herrschend als jetzt. Manche ältere Herren erschienen stets in solchem. So auch der Altmeister Spohr bis zu seinem im Jahre 1859 erfolgten Tode. Dabei wurde die Uhr in einer besondern, rechts am obern Rande des Beinkleides befindlichen Tasche getragen, sodaß die Uhrkette, womöglich mit zahlreichen Breloques, etwa handbreit unter der Weste herab hing, was sich, zumal bei wohlbeleibten Herren, sehr stattlich ausnahm. Die Beinkleider wurden bereits durchweg lang ge-

Digitized by Google

tragen. Die Tracht des vorigen Jahrhunderts — kurze Beinkleider mit Schuh und Strümpfen — war nur noch für einzelne Hofanzüge vorgeschrieben. Eine Mannichfaltigkeit an Überziehkleidern, wie wir sie jetzt besitzen, gab es nicht. Man hatte nur ein Kleidungsstück dieser Art, den Mantel. Derselbe war lang und weit, und hatte in der Regel noch einen großen, vielleicht sogar mehrere bis zur Hälfte über ihn herabhängende Kragen. Wer einen Mantel besaß, besaß ihn für's Leben. Er wurde umgethan, sobald es kalt wurde, und wieder abgelegt, wenn es warm wurde. Kleider für die Zwischenstadien waren nicht vorhanden. Das Wort „Paletot" war noch völlig unbekannt. Als Halsbekleidung waren Halstücher und (ziemlich steife) Halsbinden üblich. Der „Schlips" mit allen seinen Surrogaten ist neueren Ursprungs. Der Hemdkragen wurde meist in die Höhe gerichtet getragen, sodaß die steif gestärkten Spitzen hervorragten. Für dieselben wurde nach einer albernen Anekdote der Name „Vatermörder" üblich.*) Als Kopfbedeckung kannte man nur hohe (Cylinder-) Hüte und Mützen. Die mannichfaltigen niedrigen Hüte, welche jetzt von Männern aller Stände im gewöhnlichen Verkehr getragen werden, kamen erst etwa seit 1850 auf. Mit dieser Veränderung der Huttracht scheint es auch zusammen zu hängen, daß das früher übliche Trauerzeichen für Herren, eine schwarze Florbinde um den Hut, (für Knaben eine solche um den Arm,) fast ganz außer Übung gekommen ist. Die Fußbekleidung war der jetzigen gleich. Manche ältere Herren trugen jedoch noch hohe Stiefel, hie und da sogar mit gelben Stulpen. Doppelsohlen,

*) Man erzählte nämlich, daß jemand, der beim Wiedersehen seinen Vater geküßt, diesen mit den Spitzen seines Hemdkragens tötlich verwundet habe.

Digitized by Google

wie wir sie heute zum Schutz gegen Nässe tragen, kannte man noch nicht. Ebenso waren Überschuhe für Herren unbekannt. Jedoch trugen ältere Herren im Winter mitunter Filzschuhe. Handschuhe trugen Herren auf Bällen und bei ähnlichen festlichen Gelegenheiten; außerdem im Winter gegen die Kälte. Im gewöhnlichen Leben konnte man, ohne als unfein zu gelten, auch ohne Handschuhe einhergehen. Unter den Taschentüchern galten die buntseidenen für die feinsten. Weiße leinene Taschentücher waren bei Herren nicht üblich.

Frauen hatten auch damals schon seidene Kleider, aber meist in sehr bescheidener Anzahl. Sie konnten, ohne aufzufallen, mit dem nämlichen Kleide in vielen Gesellschaften erscheinen. Vorherrschend war jedoch Wolle und vor allem Baumwolle. Auch für die Töchter höherer Stände war es nicht unanständig, im einfachen Kattunkleid zu gehen. Sammet und Atlas galten als eine besondre Zierde der Kleider. Vielfach ward aber auch Baumwollen-Sammet („Manchester") verwendet. Die Farben und Muster der Kleider waren bei weitem nicht so schön wie die heutigen. Die prachtvollen Anilinfarben sind erst neue Erfindung. Für das Machen der Kleider fehlte vor allem die Nähmaschine. Man konnte deshalb in Anfertigung von Besatzen und ähnlichen Zierraten noch nicht mit einer so ungeheuren Verschwendung zu Werke gehen wie jetzt. Stickwerke als Zierden des Anzuges waren auch schon damals üblich. Aber sie beschränkten sich auf wenige Arten. Eine Menge Stickereien, welche das vorige Jahrhundert kannte und welche die Neuzeit wieder aufgegriffen hat, waren damals außer Übung gekommen.

Daß wir hier auf die einzelnen Arten von Moden, die

Digitized by Google

auch schon damals vielfach wechselten, eingehen sollten, wird gewiß niemand erwarten. Nur das läßt sich sagen, daß damals die Frauenkleider durchweg kürzer getragen wurden, sodaß eine Schleppe niemals vorkam. Das Kleid war in der Rege mit einem Gürtel versehen; oder es wurde auch ein besonderer Gürtel dazu getragen, der sich beim Ballanzuge zu einer Schärpe mit langer Schleife vergrößerte. Im Hause trug man noch vielfach zur Schonung des Kleides eine Schürze, aber keine elegante von Seidenzeug. Jüngere Frauen und Mädchen trugen auch im gewöhnlichen Anzug oft kurze Ärmel. Dazu wurden dann oft lange Handschuhe getragen, welche zugleich den Arm bedeckten. Sonst aber waren die Handschuhe der Frauen kurz. Handschuhe mit Knöpfen kannte man noch nicht. Glaceehandschuhe waren weit seltener als jetzt. Für fein galten auch Handschuhe von Wildleder. Als Fußbekleidung trugen die Frauen regelmäßig Schuhe, Stiefel nur zum Schutze bei Schnee- und Regenwetter. Die letztern wurden mit Schnüren zugemacht und waren derb und unschön. Von den eleganten Stiefeletten der Gegenwart war keine Rede. Die feinere Fußbekleidung war allein der Schuh von Leder oder auch von Zeug. Er wurde mit Kreuzbändern über der Frist befestigt. Hohe Absätze trug nur, wer klein war und groß erscheinen wollte. Überschuhe von der jetzigen Art kannte man auch für Frauen nicht; wohl aber „Gallochen", welche dadurch schützten, daß die Sohle auf hohen Klötzchen ruhte. Die Hüte der Frauen waren so mannichfaltig gestaltet wie heute; oft recht groß. Hauben pflegten Frauen schon weit früher anzulegen, als dies jetzt geschieht; wie dies schon aus der alten Redensart sich ergiebt: „unter die Haube

Digitized by Google

kommen." *) Heute paßt diese Redensart nicht mehr, da unsre jüngern Frauen Hauben nicht mehr tragen. Die Hauben der damaligen Zeit waren meist geschlossen, unter dem Kinn mit einer Schleife gebunden; die der ältern Damen oft von erstaunlicher Größe. Es gab Putzladen, worin man Putzsachen aller Art kaufen oder bestellen konnte.

Auch die Haartracht der Frauen wechselte mit der Mode. Fast durchweg aber trugen sie den Zopf mit einem großen Kamm am Hinterkopf zusammengesteckt. Der Kamm war in der Regel von Horn. Feiner, aber auch weit teurer, war der Kamm von Schildpatt, den man sehr schonte, damit keine Zinken herausbrachen. Falsches Haar trugen wohl solche, die ihr Haar verloren hatten. Aber der kostspielige Handel mit falschen Zöpfen, wie er in der Neuzeit geblüht hat, war ganz unbekannt. Lange Zeit waren damals sogenannte Seidenlocken in Mode. Es waren das Locken von gefärbter roher Seide, die in zwei dicken Wulsten zusammengebauscht vor der Stirn hingen und mittels eines um den Kopf gebundenen Bandes befestigt wurden. Jede Dame suchte sich die zu ihrer Haarfarbe passenden im Laden aus. Es war dies eine recht häßliche Tracht; aber sie war bequem, da man damit schnell dem Haarwerk ein Ansehen geben konnte. Dafür bestand umsomehr ein Bedürfnis, als nur sehr wenige Frauen sich der ständigen Beihilfe eines Friseurs bedienten. Junge Mädchen trugen meist schlichtes Haar, oft mit „Schmachtlocken" hinter den Ohren.

*) Daß die Frau eine Haube trägt, ist ursprünglich eine jüdische Sitte. Die verheiratete Jüdin durfte ihr Haar nicht sehen lassen.

Digitized by Google

Was die kosmetiſchen Mittel betrifft, ſo wurde natürlich Seife gebraucht; aber meiſt die natürliche Waſchſeife, wie ſie der Seifenſieder lieferte. Es gab auch ſchon wohlriechende Seifen; aber ſie waren ſehr teuer. Die große Menge der Toilettenſeifen, die man heute führt, war unbekannt. Zum Teil ſind dieſe Seifen erſt ein Produkt aus der Bearbeitung des Steinkohlentheers, der bei der Gasbereitung gewonnen wird. Als Mittel des Wohlgeruchs kannte man Kölniſches Waſſer. Auch ſtreute man wohl unter die Wäſche, um ſie zu durchduften, Roſenblätter, Lavendel oder Reſeda. Alle die Dufteſſenzen aber, die man heute bereitet und nach dem Namen aller möglichen Blumen benennt, waren noch unbekannt; nur etwa das bereits in den Apotheken vorhandene Roſenöl und Roſenwaſſer ausgenommen.

Die Schminke, die im vorigen Jahrhundert eine bedeutende Rolle geſpielt hatte, war für anſtändige Frauen aus der Mode gekommen. Nur auf dem Theater hielt man ſie für berechtigt. Das Wiederaufleben derſelben in der höheren Geſellſchaft iſt erſt eine Errungenſchaft der neueren Zeit. Ähnlich verhielt es ſich mit dem Fächer. Ererbte, oft recht ſchöne Fächer lagen als alte Scharteken in den Kiſten. Niemand brauchte ſie mehr. Erſt die Neuzeit hat wieder den Fächer zu einem Hauptgegenſtand des Damenluxus erhoben.

Pelzſachen wurden auch ſchon damals von beiden Geſchlechtern getragen, jedoch bei weitem nicht ſo häufig als jetzt. Auch verwertete man damals noch geringere Pelze. Die Muffe der Damen waren ſelten, aber wohl zwei- bis dreimal ſo groß als die heutigen. Etwas ſpäter kam auch

Digitized by Google

die „Boa" auf, ein langer Pelzstreifen, den man um den Hals trug; inzwischen ist sie schon wieder verschwunden.

Als Schmuck waren Goldsachen sehr beliebt. Tuchnadeln Ketten und Halsbänder, Ringe und Ohrringe wurden, wenn auch minder prachtvoll als heute, getragen; letztgenannte vielleicht noch häufiger als jetzt, da die Neigung der Frauen, sich die Ohren durchbohren zu lassen, abgenommen hat. Ganz unbekannt war damals noch die „Broche". Sie ist erst später aufgekommen.

Uhren waren der ausschließliche Besitz der besseren Stände. Man dachte nicht daran, daß ein jeder bis zum Kutscher und Tagelöhner herab eine Uhr haben müsse. Die Uhren waren, zumal wenn sie Repetiruhren waren, meist groß und dick; gingen aber nicht sehr genau. Anker- und Cylinderuhren kannte man noch nicht. Wohlhabende Frauen führten kleinere Damenuhren, aber nur als Schmuck, wenn sie in Gesellschaft gingen; selten zu Hause. Sie trugen dieselben an einer um den Hals gehenden Kette im Gürtel.

Natürlich trug man auch damals schon Brillen, wenn auch nicht so häufig wie jetzt, da die Zahl der Kurzsichtigen zugenommen zu haben scheint. Die Brillen hatten meist große runde Gläser und ein plumpes Gestell von Horn oder Stahl. Bemittelte trugen wohl silberne, seltener goldne Brillen. Die zierlichen goldnen Brillen, die man jetzt trägt, waren unbekannt.

Das Geld, welches man bei sich führte, bewahrte man in einem Geldbeutel, d. h. in einem wirklichen kleinen Beutel, der oben offen war und mit zwei Schnüren zugezogen wurde. An die Stelle der Schnüre trat öfters auch ein durch eine

Digitized by Google

Feder geschlossener Bügel. Etwas später kamen die sogenannten Ziehbeutel auf; lange, auf beiden Seiten geschlossene Beutel. Durch einen in der Mitte befindlichen Schlitz wurde das Geld hineingesteckt, nach den Enden geschoben und dort durch einen vorgeschobenen Metallring festgehalten. Alle diese Geldbeutel konnten sehr reich ausgestattet und namentlich mit Stickereien (z. B. von Perlen) versehen werden, waren deshalb eine beliebte Damenarbeit zum Geschenk für Herren. Man erzählt von einem Fürsten, daß er eine ganze Schieblade voll solcher ihm geschenkter Geldbeutel besessen, und daß er mitunter stundenlang vor derselben geweilt habe, um den schönsten darunter sich zum Gebrauch auszusuchen. Erst um die Mitte dieses Jahrhunderts wurden die Geldtäschchen üblich Sie wurden zur Notwendigkeit, weil das kursirende Papiergeld in den Beuteln keine gute Stelle fand. Heute ist das Geldtäschchen allein herrschend, und der „Geldbeutel" lebt nur noch m figürlichen Sinne des Wortes fort.

Endlich noch die Regenschirme. Bei ihnen konkurrirte mit dem seidnen auch noch der baumwollne als gleichberechtigt. Sie waren in der Regel so groß, daß zwei Personen darunter Platz fanden. Die Gestelle waren plump; die Rippen von Fischbein; unten prangte eine große messingene Spitze. Ein solcher Regenschirm war ein recht ungeschlachtes Möbel. Erst im Laufe der späteren Jahrzehnte kamen die zierlichen seidnen Schirme mit eisernem Gestelle auf, wie sie jetzt allgemein üblich sind. Auch den Sonnenschirmen fehlte ganz und gar die Eleganz der jetzigen. Zu Anfang der 1850er Jahre erschien zuerst der En-tout-cas. Die Knickschirme, welche vor einiger Zeit üblich waren, sind schon wieder vorübergegangen.

Digitized by Google

Es ist hier noch einer neueren Industrie zu erwähnen, welche auf unsere Kleidung einen erheblichen Einfluß geübt hat. Das ist die Gummi-Industrie. Gummi Elasticum — so nannte man es — kannte man vor sechzig Jahren nur als Mittel zum Auswischen von Bleistiftstrichen; wozu die Zeichner sich ein Stückchen in der Apotheke kauften. Auch hatte man damals schon kleine (massive) Gummibälle, die aber, weil sie zu stark „sprangen", für die meisten Ballspiele unbrauchbar waren. Erst im Laufe der letzten fünfzig Jahre ist nun die ausgedehnte Industrie entstanden, welche mittels künstlicher Bearbeitung den Gummi für alle möglichen Zwecke verwertet. Dehnbare Stoffe, luft- und wasserdichte Verschlüsse, elastische Werkzeuge aller Art aus vulkanisirtem Gummi, bis herab zu den Gummibällen und den Gummiblasen, welche die Freude unsrer Kinder sind, endlich die zahlreichen Gegenstände, welche aus Hartgummi verfertigt werden, sind die Erzeugnisse dieser neuen Industrie. Auch in der Geschichte der Kleidung hatte diese Industrie eine Rolle gespielt, die man aber in der Hauptsache schon als vorübergegangen bezeichnen kann. Zu Anfang der 1840er Jahre kamen Überziehröcke in Aufnahme, welche durch Gummi wasserdicht gemacht waren. Sie hießen „Macintosh". Später fertigte man auch ganze Mäntel von solchem wasserdicht gemachten Zeuge an. Diese Kleidungsstücke haben aber nicht Stand gehalten. Waren sie wasserdicht, so waren sie leider auch luftdicht, hemmten also die Ausdünstung des Körpers und erzeugten für den, der sie trug, eine unausstehliche Wärme. Deshalb sind sie wieder verschwunden. Nur für ein Kleidungsstück hat der Gummi sein Recht bewahrt; das ist der Gummi-Überschuh, durch den wir unsere Füße

Digitized by Google

gegen Näſſe ſchützen. Außerdem aber kommt der Gummi auch dadurch unſrer Kleidung zu ſtatten, daß wir ihn überall zu elaſtiſchen Bändern benutzen können, in einer Weiſe, von der man vor ſechzig Jahren noch keine Ahnung hatte.

Eine der Gummi-Induſtrie verwandte, gleichfalls erſt ſeit den 1840er Jahren aufgekommene Induſtrie iſt die, welche die Gutta-Percha verarbeitet. Dieſelbe hat aber faſt nur für techniſche Zwecke Verwendung gefunden. In dieſer Beziehung iſt ſie freilich als Iſolirmittel für die Telegraphenkabel von der höchſten Bedeutung geworden.

Digitized by Google

Das Leben im Hause.

Auch das häusliche Leben war vor sechzig Jahren einfacher, man kann sagen spießbürgerlicher gestaltet als jetzt. Man lebte mehr in dem Haus und für das Haus. Es gab bei weitem nicht so viele Vergnügungen und Zerstreuungen außerhalb des Hauses, wie die Neuzeit unter Aufwendung aller Mittel der Anlockung sie darbietet. Die häusliche Beschäftigung der Männer war von der heutigen wohl kaum verschieden. Von den Frauen aber darf man behaupten, daß sie im allgemeinen weit thätiger waren. Die Frau stand noch dem Hauswesen vor; und als Zeichen davon trug sie am Gürtel den Schlüsselhaken, an welchem die Schlüssel für Schränke und Behälter, in einen eisernen Ring gefaßt, hingen. Der Schlüsselhaken war oft mit einer Leier geziert. Galante Ehemänner schenkten wohl ihren Frauen einen solchen von Silber. Auch das Nähen durfte die Frau nicht unterlassen, wenn der Haushalt in Ordnung bleiben sollte; und keine Nähmaschine nahm damals ihr diese mühevolle Arbeit ab. Wo nichts andres zu thun war, nahm die Frau das Strickzeug zur Hand. Denn eine ordentliche Frau war niemals müßig. Das, was in neuerer Zeit unsre Frauen von der Selbstthätigkeit dis-

Digitized by Google

penſirt, iſt namentlich der Umſtand, daß man jetzt ſo viele Dinge, die man früher im Hauſe bereitete, fertig im Laden haben kann. Eine Ausſteuer z. B. wurde ſonſt wochenlang im Hauſe genäht. Jetzt giebt es Geſchäfte, wo man dieſelbe fix und fertig kauft.

Die Töchter des Hauſes, ſoweit ihre Thätigkeit nicht für den Haushalt in Anſpruch genommen wurde, beſchäftigten ſich auch wohl früher ſchon mit Luxusarbeiten. So war z. B. das Weißſticken für Putzſachen ſehr üblich. Über die unzähligen Gegenſtände der Buntſtickerei (Rückenkiſſen, Tiſchdecken ꝛc.), welche ſchon im vorigen Jahrhundert vorkamen und jetzt ſeit langer Zeit wieder modern geworden ſind, waren ganz aus der Übung gekommen. Die Häkelarbeit beſchränkte ſich auf Seide (z. B. Geld- und Tabaksbeutel).

Dagegen lebte damals noch in den Haushaltungen ein Ding, das ſeitdem in der Stadt faſt ausgeſtorben iſt — das Spinnrad. Selbſt die Hausfrau ſpann noch in Mußeſtunden ihren Flachs. Jedenfalls wurde ein Spinnrad für die Dienſtmagd gehalten, welche, wenn ſie mit den Arbeiten in der Küche fertig war, nicht feiern durfte. Das geſammelte Garn wurde dann zum Leinweber gebracht und kehrte als Leinen oder Bildzeug, auf deſſen Beſitz man hohen Wert legte, in das Haus zurück. Überhaupt war die Stellung der Dienſtmägde eine andre. Sie waren noch mehr Gehilfen der Hausfrauen und führten nicht, wie jetzt, das Küchenregiment. Sie gingen auf der Straße nicht mit Hüten und Handſchuhen, und ſchämten ſich auch noch nicht, einen Korb am Arme zu tragen.

Die Wäſchen wurden durchweg im Hauſe gehalten, wenn auch dazu eine Waſchfrau und vielleicht auch eine Büglerin

Digitized by Google

angenommen wurde. Die Töchter des Hauses zogen wohl mit hinaus „auf die Bleiche". Daß man die Wäsche außerhalb des Hauses hätte besorgen lassen, habe ich um die damalige Zeit nie gehört.

Bei leichten Erkrankungen hatte die Frau ein Hausmittel zur Hand. Fühlte sich jemand erkältet, so mußte er sich zu Bett legen und Fliederthee trinken, bis die bekannte Wirkung eintrat. Das Hauptmittel für alles aber war Kamillenthee, welcher jedem Kranken sofort gereicht wurde. Und in der That war derselbe ein vortreffliches Mittel, welches äußerst beruhigend wirkte. Heute sind Flieder- und Kamillenthee bei den Ärzten nicht mehr beliebt und dadurch auch als Hausmittel verschwunden. Desinfektionsmittel, wie Chlor und Karbol, kannte man noch nicht. Wer die Luft im Zimmer reinigen wollte, goß Essig auf den heißen Ofen oder auf eine heißgemachte eiserne Schippe. Ein beliebtes Mittel für Luftreinigung (z. B. in Schulen) war auch das Räuchern mit Wachholderbeeren, welche freilich mitunter einen fast undurchdringlichen Qualm verbreiteten.

Die Geselligkeit im Hause war ziemlich beschränkt. Visiten wurden wohl ebenso wie auch heute gemacht. Man warf aber noch nicht in gleichem Maße mit Visitenkarten um sich. Auch galt es nicht für anstößig, wenn jemand eine nur geschriebene Visitenkarte abgab. Gesellschaften für Mittags- und Abendtisch waren selten. Als Gerichte gab man, was Land und Zeit bot; man konnte noch nicht Leckerbissen aus allen Himmelsgegenden zusammenkaufen. Es war nicht üblich, eine Reihe von Weinen in steigender Wertprogression den Gästen vorzusetzen. Champagner wurde nur bei besonders

Digitized by Google

festlichen Gelegenheiten spendirt. Auch Eis als Dessert war ungewöhnlich. Daß man die Plätze noch nicht mit künstlerisch ausgestatteten Tischkarten belegte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Häufiger waren unter Damen Theegesellschaften. Es war auch die Form, in welcher „Kränzchen" (für Kartenspiel 2c.) gehalten wurden. Außer Thee gab es dabei noch Kuchen und Wein (Bischoff). Man liebte bei solchen Gelegenheiten sein Silber zu zeigen. Es mußte jedoch alles echt sein. Die hübschen Geräte von Alfenide kannte man noch nicht. Bei den Tassen legte man keinen Wert auf Gleichartigkeit, sondern man setzte Tassen auf von den verschiedensten Formen und Farben. Man erwarb solche, wo sich eine Gelegenheit dazu bot. Namentlich war eine schöne Tasse, vielleicht mit einer goldnen Inschrift oder gemalten Landschaft darauf, ein sehr beliebtes Geburtstagsgeschenk der damaligen Zeit.

Die Damen pflegten auch in ihre Gesellschaften noch eine Arbeit, meistens das Strickzeug, mitzubringen. Dazu diente (da die Frauenkleider keine Taschen hatten) der Arbeitsbeutel, meist von ziemlich großem Kaliber. Der Gedanke, daß die Frau die Hände nicht in den Schoß legen dürfe, wirkte auch noch lange fort. Als zu Anfang der 1850er Jahre in Fulda vor dem Schwurgericht eine interessante Mordgeschichte acht Tage lang verhandelt wurde, saßen in der ersten Reihe der Zuhörer die Fuldaer Damen fast durchweg strickend da; was einigermaßen an die Pariser Damen erinnerte, welche zur Revolutionszeit alltäglich dem anmutigen Schauspiel des Guillotinirens mit dem Strickzeug in der Hand zugeschaut hatten.

Digitized by Google

Unter den häuslichen Übungen müssen wir noch einer gedenken, welche gleichfalls Wandlungen unterlegen hat. Das ist das Schreiben. Vor zwei Menschenaltern wurde alles Papier in der Papiermühle noch mit der Hand geschöpft und bereitet. Man hatte auch damals schon sehr gutes Papier; aber es war recht teuer. Das zum gewöhnlichen Gebrauch dienende geringere Papier war zwar stark, aber rauh und unangenehm. Heute erzeugt die Maschine in ungeheurer Menge „Papier ohne Ende". Das Maschinenpapier ist glatter und angenehmer, vor allem aber wohlfeiler als das frühere. Als Mittel der Niederschrift diente früher die Feder, d. h. eine wirkliche Feder von Gans oder Schwan. Für feinere Zeichnungen benutzte man auch Rabenfedern. Die Feder mußte natürlich geschnitten werden. Dazu diente das Federmesser, welches dann öfters wieder geschliffen werden mußte. Die geschnittene Feder war in ihrer Gestalt der jetzigen Stahlfeder ähnlich; jedoch war, wegen Weichheit des Materials, der Spalt weit kürzer. Von Zeit zu Zeit — etwa nach einer Stunde — war die Feder abgeschrieben und sie mußte von neuem geschnitten werden. Manche schrieben jedoch auch tagelang mit derselben Feder. Das Schneiden war aber nicht ganz leicht; und wer es nicht verstand, hatte stets mit der schlechten Feder zu kämpfen. Das war aber doch wieder für Damen bequem, da sie damit jedesmal am Schlusse ihren „schlechtgeschriebenen Brief" entschuldigen konnten. Da erfand man die Stahlfeder. Anfangs konnten viele sich nicht an dieselbe gewöhnen. Aber die Gänsefedern (die vor der Benutzung einer gewissen Zubereitung bedurften) wurden immer schlechter, und die Stahlfedern immer besser. So ist denn alle Welt

Digitized by Google

jetzt zu Stahlfedern übergegangen, und das Federmesser ist außer Dienst gestellt. Und vielleicht wird nach Jahrhunderten einmal ein Sprachforscher untersuchen, wie es wohl kommen möge, daß man die stählerne Spitze, mit welcher man schreibe, eine Feder nenne. Auch die Tinte hat sich auf Grund der neuern chemischen Entdeckungen verbessert. Alizarintinte ist erst ein Produkt der letzten Jahrzehnte. Die neueste Errungenschaft auf dem Gebiet des Schreibens ist der Auslöscher, welcher Löschblatt und Sandfaß — den frühern ständigen Begleiter des Tintenfasses — zu verdrängen beginnt.

Eine andre Übung kann man heute kaum noch als eine häusliche bezeichnen. Da sie es aber vor zwei Menschenaltern noch war, wollen wir sie hier besprechen. Wir meinen das Tabakrauchen. Dasselbe wurde damals im Hause vielleicht ebenso stark geübt wie jetzt. Aber es wurde fast ausschließlich aus Pfeifen geraucht. Kam ein Freund zu längerem Besuch, so wurde ihm „eine Pfeife" angeboten. Der Raucher legte Wert darauf, eine ansehnliche Sammlung von Pfeifen zu besitzen. Ein schönangerauchter Meerschaumkopf mit silbernem Beschlag war sein Stolz. Bei Studenten galt besonders ein Porzellankopf mit einem Gemälde darauf als etwas schönes. Freunde schenkten sich einen solchen beim Abschied. Es gab auf den Universitäten besondre Maler, welche diese Köpfe anfertigten. Feinschmecker im Rauchen pflegten wohl nur aus Thonpfeifen zu rauchen, deren jede nur ein- oder zweimal gebraucht wurde. Diese waren ein ergiebiges Fabrikat der Stadt Großalmerode. Trotz dieses mit den Pfeifen getriebenen Luxus war doch das Rauchen selbst wohlfeil. Denn der dazu erforderliche Tabak kostete nicht viel. Ein mäßiger Raucher konnte mit einem

Digitized by Google

Packetchen, welches zwei Groschen kostete, wohl eine Woche lang auskommen. Zigarren waren weit teurer, wurden aber nur von wenigen geraucht. Sie galten als ein Luxus. Überdies war das Rauchen auf das Haus beschränkt. Auf der Straße zu rauchen war polizeilich verboten und wurde gestraft. Im Laufe der Jahre wurde nun mehr und mehr das Zigarrenrauchen üblich. Gleich einer Sintflut aber brach es herein, als im Jahre 1848 jenes polizeiliche Verbot fiel. Nun begann jedermann auch auf der Straße zu rauchen, natürlich Zigarren, da die Pfeife dazu nicht paßte. Das inzwischen erfundene Streichfeuerzeug erleichterte das Anzünden. Gleichwohl waren die alten Streichfeuerzeuge noch unbequem, da man sie nicht ohne Gefahr der unfreiwilligen Entzündung in der Tasche tragen konnte. Viele führten sie deshalb auch nicht bei sich, sondern zogen es vor, wenn sie auf der Straße eine Zigarre sich anzünden wollten, den ersten besten Raucher, der ihnen begegnete, um die Gestattung des Anzündens an seiner Zigarre zu bitten; was jeder bereitwillig gewährte. Mit der Erfindung des schwedischen Feuerzeuges war aber auch das Ideal leichten Anzündens für den Raucher erreicht; und die Sitte des Rauchens konnte nun umso voller sich ausbreiten. Heutzutage raucht auch der geringste Arbeiter, im Hause sowohl als wo er sich öffentlich zeigt, „seine Zigarre". In den höhern Ständen hat sich die Sitte namentlich dahin ausgeweitet, daß von Vielen nur noch die kostbarsten Zigarren geraucht werden. In der gewaltigen Vermehrung dieser Sitte, mit welcher die Vermehrung des Biertrinkens Hand in Hand ging, zeigt sich vielleicht mehr, als in irgend einer andern Erscheinung, der Umschwung, der in den wirtschaftlichen Ver-

Digitized by Google

hältniſſen Deutſchlands eingetreten iſt. Nach der Statiſtik des deutſchen Reiches (Bd. 42, S. 102 und 103) berechnet ſich der jährliche Geldaufwand für Tabak in Deutſchland auf 312966000 Mark. Das Glück, welches darin liegt, wird jeder nach ſeiner Stellung zur Rauchfrage zu bemeſſen wiſſen.

Digitized by Google

Der Garten.

Das Leben im Hause ergänzte sich durch das Leben im Garten. Viele Bewohner Kassels besaßen einen solchen vor einem nahen Thore und pflegten Sommers Tag für Tag hinauszugehen. Sie beschäftigten sich dort mit Gartenarbeiten, empfingen Besuche von Freunden u. s. w. In dem Garten befand sich ein kleines Häuschen, in welchem Gartenwerkzeuge, einiger Hausrat und einige Erfrischungen aufbewahrt wurden. Die Einrichtungen der Gärten war sehr einfach. Neben den geraden Wegen, welche sie durchschnitten, lagen rechts und links die schmalen Rabatten, meist mit Buchsbaum eingefaßt und mit ausdauernden Ziergewächsen oder Obststräuchen, mitunter auch Obstbäumen besetzt. Dahinter die Gemüseländer. Um das Häuschen herum einige Rasenplätze mit Ziersträuchen und vielleicht einigen Blumenbeeten für Sommergewächse. Auch hie und da eine angelegte Laube. Die Umfriedigung des Gartens war meist eine lebendige Hecke.

Auch die Gartenkunst hat dem Luxus der Gegenwart in hohem Maße Gelegenheit gegeben, sich zu entfalten. Allerdings gab es auch vor zwei Menschenaltern schon Kunstgärtner; und Kassel besaß einen sehr geschickten (Schellhase),

Digitized by Google

deſſen Garten (am obern Ende der Karlsſtraße) jedermann zur Beſichtigung offen ſtand. Derſelbe ſuchte auch das Intereſſe am Gartenweſen dadurch zu wecken, daß er ſtets die bei ihm in Blüte ſtehenden ſehenswürdigen Pflanzen, durch die Zeitung bekannt machte. Aber populär war die damalige Kunſtgärtnerei noch ganz und gar nicht, ſei es, daß die Kunſtgärtner noch nicht bedacht waren, ihre wertvollen Pflanzen zu vervielfältigen, ſei es, daß dafür auch bei den Gartenbeſitzern der rechte Sinn und vor allem die rechten Geldmittel fehlten. Erſt im Laufe der letzten Menſchenalter hat ſich die Gartenkunſt zu ihrer jetzigen Höhe erhoben. Für parkartige Anlagen hat ſich die „Landſchaftsgärtnerei“ ausgebildet. Der Blumengarten wird nach den Grundſätzen der „Teppichgärtnerei“ angelegt. Aus allen Teilen der Erde hat man mit dem größten Eifer neue Pflanzen zuſammengeſucht, welche unſre Gärten und unſre Blumenzimmer ſchmücken. Heute ſind unſre Gärten der Sammelplatz der ſchönſten Erzeugniſſe aller Länder, von Sibirien bis Chile. Der Reichtum an Spielarten hat ſich noch vermehrt durch künſtliche Züchtung. Merkwürdigerweiſe ſind aber die meiſten neueingeführten Pflanzen geruchlos. Die wohlduftenden waren ſchon früher bekannt.

Es kann natürlich hier nicht verſucht werden, feſtzuſtellen, wann dieſe oder jene Zierpflanze zuerſt in Deutſchland eingeführt iſt. Wohl aber glaube ich nach meiner Erinnerung behaupten zu können, daß viele Pflanzen, die jetzt Gemeingut unſrer Gärten und unſrer Blumenzimmer ſind, dies erſt im Laufe der letzten Menſchenalter geworden ſind; ſei es, daß man ſie erſt in neuerer Zeit aufgefunden hat, oder daß ſie doch

Digitized by Google

erst in den letzten Jahrzehnten allgemeine Verbreitung gefunden haben. Aus der Anführung einiger derselben wird sich ergeben, wie viel bescheidener früher unsre Gärten bestellt waren.

Alle die schönen Rosenarten, welche wir heute mit dem Namen „Remontanten" bezeichnen und die wir meist hochstämmig ziehen, kannte man früher nicht. Blattpflanzenbeete mit allen ihren prachtvollen, zum Teil tropischen Gewächsen waren unbekannt. Von Tannen kannte man nur die einheimischen Arten, auch schon die Weymuthskiefer, von Thuja-Arten nur den gemeinen Lebensbaum; alle andern, jetzt so zahlreich kultivirten Coniferen sind neu hinzugekommen. Die Fuchsien wurden zuerst in den 1820er Jahren bekannt. Um dieselbe Zeit kamen auch die Georginen auf. Die Pelargonien und Petunien sind neueren Ursprungs. Eine vor zwei Menschenaltern sehr hochgeschätzte Blume war die Hortensie. Zu Wilhelmshöhe und Schönfeld bestanden besondre, für die höchsten Herrschaften reservirte Sitzplätze, ganz mit Hortensien umstellt. Heute ist die Blume kaum noch angesehen. Als Boskettsträuche waren, außer den einheimischen Arten, fast nur Syringen (spanischer Flieder), Jasmin (Philadelphus) und einige gewöhnliche Spiräenarten üblich. Eine Menge feiner Arten von Spiräen, Weigelien, Deutzien, Hibiscus, alle die buntblättrigen Sträuche, welche jetzt unsre Gärten zieren, sind neu.

Noch weit mehr gewachsen ist die Zahl der Pflanzen, welche unsre Gärtner in den Treibhäusern ziehen und die wir jetzt zum Schmucke unsrer Zimmer benutzen. Namentlich hat die Tropenwelt dazu ein reiches Kontingent gestellt. Aus

Digitized by Google

meiner Jugendzeit ist mir von allgemein verbreiteten Topfgewächsen dieser Art nur die Calla aethiopica mit ihren schönen weißen Blüten erinnerlich. Gummibäume, Dracänen, Palmenarten, Begonien, Kamellien, Azaleen sind alle erst im Laufe der letzten Menschenalter allgemein üblich geworden. Zu solchem Zimmerschmuck gehört dann auch ein eleganter Blumentisch, von welchem man früher noch keine Ahnung hatte. Man stellte die Scherben einfach auf die Fensterbank. Die vor einiger Zeit sehr beliebten Blumenampeln mit hängenden Gewächsen sind schon wieder aus der Mode gekommen.

Neue Obst- und Gemüsearten sind freilich nicht entdeckt, sondern nur die ältern in bessern Spielarten kultivirt worden. Strauch- und Buschobst hat man gelernt mit riesengroßen Früchten zu ziehen. Auch die Zucht des Kernobstes an Zwergbäumen hat erheblich zugenommen.

Dem vermehrten Reichtum an kultivirten Pflanzen entspricht auch die Bedeutung, zu welcher die Kunst- und Handelsgärtnerei herangewachsen ist. Zeugnis davon geben die zahlreichen Garten-Ausstellungen, welche an vielen Orten gehalten zu werden pflegen. Auch der Handel mit Gartenerzeugnissen hat sich vielfach geändert. Wer sonst bei einer besondern Gelegenheit (um z. B. einem Freunde eine Geburtstagsfreude zu machen) einen Blumenstrauß haben wollte, ließ sich solchen recht und schlecht, wie ihn der Garten bot, zusammenschneiden und mit einem Bastbande umwinden. Damit war der Strauß fertig. Heute sehen wir in den Blumenläden Bouquets in kunstvollster Weise aus den kostbarsten Blumen zusammengesetzt, jedes noch überdies in eine elegante Manschette eingehüllt.

Digitized by Google

Längere Zeit genügte für diese Manschette ein schön gepreßtes Papier. Jetzt fertigt man dieselben bereits aus Blonden oder gar aus weißem Atlas an. Auf Bällen muß jede elegante Dame ein solches Bouquet in der Hand tragen. Auch wenn die Konzertsängerin auf die Bühne tritt, erwartet man von ihr, daß sie ein Bouquet, mindestens von der Größe einer Suppenschüssel, bei sich führe. Und wie werden unsre Gärtner erst in Anspruch genommen, wenn es sich um die Bestattung einer beliebten Persönlichkeit handelt, oder gar wenn eine gefeierte Sängerin von der Bühne scheidet! Palmen und Lorberen müssen in reichem Maße ihr Laub spenden. Prachtvolle Kränze, die an Größe mit den daran geknüpften reichen Schleifen wetteifern, werden in ungeheurer Zahl gewidmet. Fürwahr, in solchen Erscheinungen zeigt sich, daß wir Deutschen doch kein armes Volk mehr sind.

Darf an die Besprechung so schöner Dinge noch eine ganz prosaische Bemerkung sich anknüpfen, so möge es die sein, daß die stattliche Kuhherde, welche früher alltäglich in Kassel über die Fuldabrücke nach dem Forst zur Weide zog, und welche Zeugnis von dem landwirtschaftlichen Betriebe Kassels ablegte, nun schon seit einer Reihe von Jahrzehnten verschwunden ist. Heute weiden auf dem Forst und auf dem Bowlinggreen der Aue nur noch die Schlachthämmel der Metzger.

Digitized by Google

Das gesellige Leben außerhalb des Hauses.

Nachdem wir die Geselligkeit des Hauses betrachtet, haben wir noch diejenige zu besprechen, welche an öffentlichen Orten gepflogen wurde. Hier tritt uns der Gegensatz zu der Neuzeit vor allem in der Thatsache entgegen, daß es vor zwei Menschenaltern Restaurationen im heutigen Sinne noch nicht gab. Man kannte sie nicht einmal dem Namen nach. Es gab allerdings Wirtshäuser, in welchen man Schnaps und Bier trinken konnte. Auch hatten die Bierbrauer oft eine Stube, in welcher sie Gästen ein Glas Bier vorsetzten. Es gab auch wohl schon Weinstuben, wo man ein Glas Wein bekam. Auch bestanden um jene Zeit schon in Kassel einige Kaffeehäuser; sie waren aber wenig besucht. Wer an Naschwerk und Likören Freude hatte, ging in eine Konditorei, wo diese süßen Gaben öfters von anmutigen Damen kredenzt wurden. Waren doch die Konditoreien damals der Hauptsammelplatz der jungen Stutzer. Wer aber außer Hauses zu Mittag oder zu Abend speisen wollte, begab sich in eins der Gasthäuser. Einzelne Gasthäuser erfreuten sich in dieser Beziehung einer besondern Beliebtheit. Erst gegen Ende der 1820er Jahre kamen (wie bereits oben erwähnt) die Felsenkeller auf, denen bald darauf auch der „bunte Bock“ folgte.

Digitized by Google

Auf diesen entwickelte sich die Wirtschaft allmählich nach der Art der heutigen Restaurationen. Den vollen Einzug hielt das Restaurationswesen erst mit dem bairischen Biere. Auch Damen besuchten zur Sommerszeit die Felsenkeller, tranken aber nur Kaffee. Daß Damen in öffentlichen Lokalen, dem Manne gleich, sich hinter ein Bierglas setzen, und daß man selbst Kindern schon „einen Seidel" vorsetzen läßt, ist erst eine Errungenschaft der neuesten Zeit.

Außer den Gasthäusern boten die bestehenden Vereine ihren Mitgliedern Gelegenheit zu geselliger Unterhaltung. Dieselben gaben dann auch Damenkränzchen, oder wie sonst diese zugleich für das schöne Geschlecht bestimmten Zusammenkünfte hießen. Solche Vereine gab es aber, in Vergleich mit der Gegenwart, nur wenige. In Kassel wurden sie vorzugsweise von dem „Abendverein" und der „Euterpe" repräsentirt; jener aus der aufgelösten Freimaurerloge hervorgegangen und vorzugsweise die Elemente des höheren Kaufmannsstandes in sich fassend; diese ungefähr in dem nämlichen Bestande, in welchem sie noch heute besteht. Erst später (nach 1830) kam das „Lesemuseum" auf; eine Gesellschaft, welche vorzugsweise aus den höheren Beamten sich bildete und ursprünglich in sehr engen Grenzen bestand. Auch der Vereine für gemeinnützige Zwecke gab es damals nicht viele. Heute bestehen dieselben in solcher Anzahl, daß man bei manchem wohl fragen möchte, ob nicht für das betreffende Interesse besser gesorgt sein würde, wenn jeder Einzelne innerhalb seines Kreises demselben ernstlich seine Obsorge widmete.

Zum Sommerbesuch gab es, vor Schaffung der Felsenkeller, für die bessern Stände nur einen Vergnügungsgarten. Es

Digitized by Google

war der vor dem alten Wilhelmshöherthor gelegene Henkelsche Garten. Um einen Rasenplatz herum war eine Anzahl Lauben, in welchen die Honorationen der Stadt, namentlich an Sonntagen, ziemlich steif dasaßen und Kaffee oder Thee tranken. Es würde für uns Kinder zum Verzweifeln langweilig gewesen sein, wenn nicht zugleich ein Karussel vorhanden gewesen wäre, welches mitunter in Betrieb gesetzt wurde, was natürlich sehr interessant war. Der dicht bei Kassel liegende Auepark wurde, trotz seiner Schönheit, nur wenig besucht, da er unbefriedigende Wirtschaftsverhältnisse darbot. Nur am ersten Pfingsttag strömte, gerade wie jetzt, alles dorthin. Auch besuchten Familienmütter gern den in der Aue gelegenen Tiergarten, wo von alter Zeit her Hirsche und Rehe, sowie die dortige Fasanerie, wo Gold- und Silberfasanen, Perlhühner und ähnliches Geflügel gehalten wurden und sich im Freien bewegten. Das war für Kinder ein großer Spaß. In der Fasanerie konnte man auch den lebendigen Uhu sehen, der in der Wolfschluchtszene des „Freischütz" mitspielte. Diese Stätten der Kinderfreude sind nun längst eingegangen. Auch Wilhelmshöhe war für gewöhnlich nur wenig besucht. Für Fußgänger war es zu entfernt; und über einen Wagen hatten nur Wohlhabende zu verfügen. Am zweiten Pfingsttage jedoch zog auch damals schon alles mit Kind und Kegel hinauf. Die meisten vermieden das Gasthaus. Hatte man die Wasserkünste gesehen, so lagerte man sich im Walde und entleerte dort die mitgebrachten riesigen Beutel. Sonst aber lag Wilhelmshöhe meist in einsamer Schönheit da. Man konnte abends oft lange in den Anlagen gehen, ohne einem Menschen zu begegnen. Heute hat es, dank der angelegten Eisenbahn, diesen aristokratischen Charakter gänzlich abgelegt

Digitized by Google

und ist zu einem demokratischen Vergnügungsort geworden. Im allgemeinen ging man damals, wenn man sich ein Sommervergnügen machen wollte, lieber auf eines der nahe gelegenen Dörfer, wo man in dem Garten des einfachen Wirtshauses Kaffee trank oder saure Milch aß. Das Bier hatte noch nicht diese einfachern Genüsse verdrängt. Auch Landpartien in größerer Zahl wurden auf diese Weise unternommen.

Im Winter trat an die Stelle der Landpartie die Lust des Schlittschuhlaufens, für welches auch schon damals die Teiche der Aue den schönsten Sammelpunkt boten. Charakteristisch war es aber, daß das Schlittschuhlaufen für Damen nicht als anständig galt. Diese leisteten deshalb bei solchem Vergnügen nur die passive Assistenz, daß sie am Rande des Bassins standen und gewärtigten, ob einer der Schlittschuhläufer sie zum Schlittenfahren abholen werde. Heute sieht man zwischen den Schlittschuhläufern fast ebensoviel graziöse Läuferinnen dahingleiten, und in den gemeinsamen Fährnissen der Eisbahn knüpfen sich leichter manche Beziehungen. — Da wir vom Schlittschuhlaufen reden, sei hier noch die Bemerkung hinzugefügt, daß bis vor etwa zwanzig Jahren die Schlittschuhe für den Fuß, um welchen sie fest herumgeschnallt werden mußten, ein wahres Marterwerkzeug waren. Seitdem hat man Schlittschuhe erfunden, die man an den Stiefel befestigt, ohne den Fuß einzuschnüren. Auch eine Weltverbesserung.

Digitized by Google

Die Verkehrsmittel.

Zu den regelmäßigen Vergnügungen der bemittelten Klassen gehört heutzutage auch das Reisen. Ehe wir aber von den Zuständen reden, welche in dieser Beziehung früher obwalteten, müssen wir die Wandlungen auf dem Gebiete des Verkehrswesens überhaupt in Betracht ziehen.

Man hat heute kaum noch eine Vorstellung von der Abgeschlossenheit, in welcher sonst jeder Ort lebte. Dinge, die z. B. in Frankfurt a. M. vorgekommen waren, erfuhr man in Kassel erst vierundzwanzig Stunden später; (so z. B. auch noch im Jahre 1847 den in Frankfurt erfolgten Tod des Kurfürsten). Vergegenwärtigen konnte man sich diese Zustände wieder einigemale während der Kriegsläufe der Jahre 1866 und 1870, wo man auch nicht wußte, wie es in der Entfernung von wenigen Meilen aussah. Wer in jener früheren Zeit nach Norddeutschland reiste, konnte an dieser oder jener Stelle Türme gewahren, auf welchen eine merkwürdige Maschine mit ihren Armen in der Luft arbeitete. Das war der optische Telegraph, der zwischen Berlin und Koblenz spielte. Für das große Publikum hatte derselbe aber nur wenig Interesse. Wer nach 1833 in Göttingen studirte, sah dort hoch am Jo-

Digitized by Google

hannisturme her ein die ganze Stadt überragendes Draht gespannt. Man sagte, das sei ein elektrischer Telegraph, mittels dessen die Professoren Gauß und Weber bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten sich Zeichen gäben. Aber niemand ahnte, daß in diesem Drahte ein weltbeherrschendes Institut verborgen sei.

Das einzige Beförderungsmittel der damaligen Zeit war das Pferd. Diesem suchte man allerdings das Leben leicht zu machen. Für die Hauptlinien bestanden schon gut gebaute Landstraßen, die man auch fortwährend zu verbessern bemüht war. So wurde z. B. zwei Stunden von Kassel auf der Straße nach Frankfurt das Baunethal durch einen hohen Erddamm überbrückt. Das hielt man damals für ein so bewunderungswürdiges Werk, daß viele von Kassel hinausfuhren, um es zu sehen. Gleichwohl bewegte sich der Verkehr recht langsam. Die alten Postwagen — welche wie lucus a non lucendo „Diligencen" hießen — waren meist schwerfällig und unbequem, und hielten sich auf den Stationen oft stundenlang auf. Im Jahre 1827 führte einst bei einem Spaziergange mein Vater mich auf den Posthof und zeigte mir dort einen großen zwölfsitzigen Wagen. „Sieh, das ist der neue Eilwagen," sagte er; „der fährt in vierundzwanzig Stunden nach Frankfurt." Ein Wunder! Derselbe ging anfangs dreimal die Woche. Zwischen Kassel und Berlin wurde um dieselbe Zeit eine Eilpost hergestellt, welche zweimal die Woche ging und in zweiundeinhalb Tagen ihr Ziel erreichte. Es läßt sich schon hieraus entnehmen, daß damals Frankfurt als Handelsplatz für Kassel eine weit größere Bedeutung hatte als Berlin. In spätern Jahren gingen zwischen Kassel und Frankfurt sogar täglich zwei (neunsitzige) Wagen, die nach zwanzig Stunden anlangten. Neben der Fahrpost be-

Digitized by Google

stand eine „reitende Post“ für Briefe. Der Postillon führte dieselben in einem Felleisen, das er vor sich auf dem Pferde liegen hatte. Später wurde diese Post in eine Karriolpost verwandelt, bei welcher der Postillon, auf einem kleinen offenen einspännigen Kärrnchen sitzend, das Post-Felleisen beförderte. Nur „Stafetten“, die übrigens damals nicht selten waren, wurden noch „geritten“. Kam zu einer kritischen Zeit eine solche an eine gewichtige Person an, so geriet leicht der ganze Ort in Aufregung über die Frage, was das wohl bedeuten möge. Zwischen nahegelegenen Orten wurde auch noch der Verkehr vielfach durch Botenfrauen vermittelt, welche mit einer Kötze auf dem Rücken regelmäßig hin und her gingen und alle kleineren Sendungen besorgten.

Die Langwierigkeit und Kostspieligkeit des Postverkehrs übte natürlich ihren Einfluß auch auf das Briefschreiben aus. In kaufmännischen Kreisen wurden wohl schon damals Briefe reichlich gewechselt. Im allgemeinen aber war der Briefverkehr äußerst gering. Dafür kann folgendes als Zeugnis dienen. Saß man abends im häuslichen Kreise um das brennende Talglicht, so bildete sich mitunter an dem Dochte desselben eine rotglühende Schnuppe, einem roten Siegel vergleichbar. Dann prophezeite man scherzweise demjenigen, welchem dieses Phänomen zugewandt war: „Du bekommst einen Brief!“ Das war damals noch ein Ereignis. Schrieb man selbst einen Brief, so mußte man ihn an dem Postschalter in die Hände des Beamten liefern. Erst im Jahre 1848 schuf die träge Taxissche Postverwaltung in den Straßen ausgehängte Briefkasten, nachdem Fr. Oetker in seiner „Neuen hessischen Zeitung“ sie aufs ärgste dazu gedrängt hatte. Wollte der Absender den Brief frankiren,

Digitized by Google

so mußte er das Porto an dem Postschalter baar erlegen. Für die Taxirung des Briefes fanden sehr verwickelte Berechnungen statt, da dasselbe nach der Meilenzahl in vielen Abstufungen sich steigerte. Danach belief sich das Porto für die weiteste Entfernung des preußischen Gebiets auf 19 Sgr. Ähnlich verhielt es sich in den übrigen Postgebieten. Auch die Taxe für Packete wurde nach der Entfernung in weithin sich steigernden Sätzen berechnet. Bereits im Jahre 1844 wurde jedoch das Briefporto für die weiteste Entfernung auf 6 Sgr. herabgesetzt. Ein Brief von Kassel nach Berlin kostete 6, nach Frankfurt am Main 3 Sgr., wozu noch 1/4 Sgr. Bestellgeld kam. Übrigens war es garnicht üblich, Briefe zu frankiren. Ein Strafporto wegen unterbliebener Frankatur bestand nicht. Und deshalb überließ man gern dem Empfänger die Zahlung des Portos, da man dann sicherer zu sein glaubte, daß die Post den Brief wirklich besorge. Ein Umschwung in diesen Verhältnissen trat erst durch den im Jahre 1850 abgeschlossenen deutsch-österreichischen Postvertrag ein, in welchem das Porto für das ganze Postvereinsgebiet auf 1, 2 und 3 Sgr. festgesetzt wurde. Zugleich wurde für die Nichtfrankatur ein Strafporto angeordnet, das Frankiren aber durch Einführung von Postmarken erleichtert. Welchen weitern Aufschwung dann das Briefschreiben durch die Herabsetzung des Portos für ganz Deutschland und Österreich auf 1 Sgr., durch die Einführung der Postkarten und endlich durch die Schaffung des Weltpostvereins genommen, lebt in aller Bewußtsein. Die Postkarte hat unter anderm auch die Wirkung gehabt, daß in ihr der Kurialstil der Briefe, auf welchen man früher großen Wert legte, mehr und mehr zurücktritt.

Digitized by Google

Auch das Expediren eines Briefes war dem Publikum früher noch nicht so leicht gemacht als jetzt. Hatte man auch in der Schule gelernt, wie aus einem Bogen Papier ein Briefumschlag zu machen sei, so war dies doch eine mühselige Arbeit. Nur Anstandsbriefe wurden deshalb mit einem solchen versehen. Im gewöhnlichen Verkehr zog man vor, die vierte Seite des beschriebenen Bogens frei zu lassen und den Brief so zusammenzufalten, daß diese vierte Seite als Umschlag diente. Zum Schließen des Briefes bedurfte man dann noch Siegellack oder Oblate. Da sah auf der Londoner Industrie-Ausstellung im Jahre 1851 die erstaunte Welt eine kleine Maschine, durch eine Handkurbel getrieben, rastlos arbeiten und mit unglaublicher Schnelligkeit aus vorgerichteten Papierstücken vollendete Briefumschläge herstellen. Seitdem wurde der Gebrauch des Briefumschlages allgemein, und der gummirte Rand desselben ersetzte auch Oblate und Siegellack. Nun verfeinerte sich auch das Material für das Briefschreiben. Einige Zeit hindurch galt es schon für fein, wenn man auf einen Briefbogen schrieb, auf welchem oben am Rande das Wort Bath eingepreßt war. Heute schreiben elegante Damen nur noch auf Briefbogen, die ihren schön geschlungenen Namenszug führen, und durchduften dieselben mit aromatischen Gerüchen, sodaß der Empfänger sofort in einen süßen Rausch versetzt wird.

Der Warenverkehr wurde früher — abgesehen von dem Transport zu Wasser, welcher ja im Binnenlande nur eine beschränkte Anwendung findet — durch Frachtwagen vermittelt, deren mehrere in der Regel zusammen reisten. Es waren große, hochaufgestapelte Wagen, mit weißem Linnen überdeckt, unter welchem die Frachtgüter in Stroh verpackt lagen, mit

Digitized by Google

vier oder mehr mächtigen Rossen bespannt, die meist ein Geläute am Halse trugen. Nebenher schritt in blauem Kittel der Fuhrmann und schwang die gewaltige Peitsche. Schon früh am Morgen wurde aufgebrochen. Tages über wurden sechs bis acht Wegstunden zurückgelegt. An steilen Stellen der Landstraße mußte Vorspann genommen werden, der in dem nächsten Dorfe stets bereit stand. Außerdem gab es auch noch kleine einspännige Frachtwagen mit zwei Rädern, die in langen Karawanen auf der Straße einherzogen. Aber was waren alle diese Wagen gegen die endlosen Güterzüge, welche heute unsre Eisenbahnen beleben?

Digitized by Google

Das Reisen.

Wenn man die Unbehilflichkeit der frühern Transportmittel und die daraus hervorgehende Unbequemlichkeit und Kostspieligkeit des Reisens in betracht zieht, so muß man in der That sich wundern, daß um jene Zeit doch schon so viel gereist wurde. Der Handwerker mußte, um etwas zu gelten, seine Wanderjahre durchmachen. Der Kaufmann bezog mit seinen Waren die Messen, oft in weiter Entfernung. Er hatte auch schon damals seine Geschäftsreisenden, welche meistens mit eignem Geschirr, sei es auch nur mit einem Einspänner, von Ort zu Ort fuhren, wobei sie ihr eigner Kutscher waren. Als eine Art von Geschäftsreisen konnte man es auch ansehen, daß zahlreiche Künstler jeder Art die Welt durchzogen, bald an diesem, bald an jenem Ort verweilend, um ihre Kunst zu produziren. Auch finden wir schon, daß z. B. im Jahre 1827 eine ganze Schauspielergesellschaft von Weimar zum Spiel auf drei Monate nach Paris eingeladen war. Es fehlte auch nicht ganz an Vereinigungen, zu welchen die Menschen von verschiedenen Orten zusammenkamen. Die Städte am Rhein (Elberfeld, Köln, Düsseldorf) hielten bereits von Jahr zu Jahr ein „nieder-

Digitized by Google

rheinisches Musikfest" ab. In der Umgegend von Frankfurt bestand eine wetterauische Gesellschaft für Naturkunde, welche alljährlich an einem Orte sich vereinigte. Der Naturforscher Oken hatte zuerst im Jahre 1822 zu Leipzig eine Wanderversammlung der „deutschen Naturforscher und Ärzte" zusammengebracht, welche von da an alljährlich stattfand. In 1827 tagte dieselbe zu München, wo König Ludwig ihr einen festlichen Empfang bereitete. Im Jahre 1828 verlief die Versammlung besonders glänzend in Berlin, woselbst Alexander v. Humboldt die Festreden hielt. Berufen zum Eintritt waren aber nur solche Naturforscher und Ärzte, von welchen bereits ein Buch im Buchhandel erschienen war; also eine höchst aristokratische Versammlung.

Im allgemeinen aber kann man von den Menschen der damaligen Welt sagen, daß sie an der Scholle klebten. Es gab viele, welche niemals aus ihrem Geburtsort oder dessen nächster Nähe hinausgekommen waren. Man reiste nur, wenn es nötig war. Namentlich waren Vergnügungsreisen — abgesehen von kleineren Fußreisen — selten. „Hochzeitsreisen" waren ein ganz unbekannter Begriff.

Trotz dieser vorherrschenden Unbeweglichkeit der Menschen waren doch die damaligen Zeitungen stets voll von Ediktalladungen Verschollener; nicht allein solcher, welche aus den französischen Feldzügen nach Spanien und Rußland nicht zurückgekehrt waren, sondern auch andrer, welche in die Welt hinausgegangen waren und nichts wieder von sich hatten hören lassen. Es war dies die natürliche Folge davon, daß Nachrichten aus fernen Gegenden damals schwer zu geben und zu erlangen waren.

Digitized by Google

Was die Art des Reisens anbelangt, so hatte das Reisen zu Pferde, wie es noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wegen der schlechten Wege üblich war, bereits aufgehört. Deshalb war auch der lederne „Mantelsack", den man hinter sich auf das Pferd schnallte, schon aus der Mode gekommen. Man reiste entweder zu Fuß oder zu Wagen.

Zu Fuß reisten alle geringen Leute, zumal bei kürzern Reisen, aber auch noch die Jugend der höhern Stände. Eine ständige Erscheinung vor den Thoren waren die reisenden Handwerksburschen. Mit schwerem Ranzen auf dem Rücken, einen Knotenstock in der Hand, einen mit Wachstuch überzogenen Cylinderhut auf dem Kopfe, oft auch mit zerrissenen Stiefeln und wunden Füßen, zogen sie, meist zu zweien oder dreien, auf der staubigen Landstraße einher, die ihnen Begegnenden demütig um eine Gabe ansprechend. In der Stadt bezogen sie die für ihr Handwerk bestimmte Herberge, gingen aber auch oft „fechtend" von Haus zu Haus. Ein erfreulicheres Bild gaben die Studenten ab, welche gleichfalls öfters mit Ränzchen und Wanderstab ihre Ferienreisen zu Fuß machten. Eine solche Fußreise, wie sie z. B. von Göttingen aus vielfach nach dem Harz*) oder dem Thüringerwald unternommen wurde, war garnicht zu verachten. Kam man auch nur langsam weiter und mußte man mitunter auch an kleinen Orten mit einem dürftigen Nachtlager fürlieb nehmen, so konnte man doch Gottes Welt bis in die fernsten schönen Winkel verfolgen und lernte Land und Leute umso besser kennen. Eine eigentümliche Art des Fußreisens war auch

*) Es sei hier an Heines „Harzreise" erinnert.

Digitized by Google

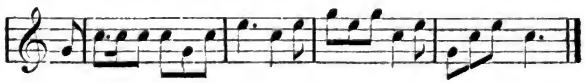
noch die, daß man zwar zu Fuß zum Thore hinaus ging, dort aber das Postkärrnchen abwartete, für ein Trinkgeld sich zum Postillon setzte und so von Station zu Station weiter fuhr. Für den „Bruder Stranbinger", der noch einige Mutterpfennige in der Tasche hatte, und für den in die Ferien ziehenden Gymnasiasten eine sehr willkommene Reisegelegenheit.

Von den zu Wagen Reisenden reiste die oberste Klasse — vornehme und reiche Leute — mit Extrapost, womöglich im eignen Wagen, welchem Postpferde vorgespannt wurden. Der Postillon fuhr umso besser, je größer das in Aussicht stehende Trinkgeld war. Fuhr er fürstliche Personen, so erschien er in großer Gala, mit einem hohen Federbusch auf dem Hute. Wem die Extrapost zu teuer war, dem stand zunächst die gewöhnliche Post zur Verfügung. Bei dieser mußte man sich zeitig einschreiben lassen. Man bekam dann einen Reiseschein, worin der Name des Reisenden, die Reisetour, die Nummer im Wagen, das gezahlte Geld und die Zeit der Abfahrt eingetragen waren. Das Gepäck mußte, mit dem Namen des Reisenden und mit der Bezeichnung „Passagiergut" versehen, mehrere Stunden vor der Abfahrt zur Post gebracht werden, wo es meist im besondern Packwagen verpackt wurde.

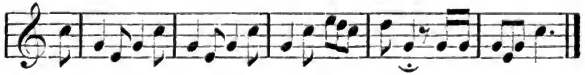
Die alten Postwagen waren noch recht unbequem. Besser schon ging es mit den neuen Eilwagen. Sie hatten bequeme Sitze und man kam doch leidlich von der Stelle. Der beste Platz war in dem vorderen Coupé, wo man freien Ausblick hatte. In einer solchen Postfahrt lag ein gewisser Reiz. Hatten die Passagiere, nachdem sie vom Kondukteur verlesen waren,

Digitized by Google

im Wagen nach ihrer Nummer Platz genommen, ſo blies der Poſtillon das Zeichen der Abfahrt:



Dann ſchwang er ſich auf das Sattelpferd, die Peitſche knallte, die vier kräftigen Roſſe zogen an, und fort ging es. Unterwegs konnte man manches beobachten. Man hatte dieſes oder jenes Begegnis auf der damals noch reich belebten Landſtraße. Die Orte, die man berührte, ſah man nicht bloß zur Seite liegen; man fuhr mitten durch ſie hindurch, blickte in die Straßen und oft auch in die Häuſer, und konnte ſehen, wie es dort ſtand. Nahte ſich die Poſt der neuen Station, ſo blies der Poſtillon ſchon von fern das Ankunftszeichen:



Der Schluß (nach dem Ruhepunkt) wurde ſo oft wiederholt, als Wagen ankamen, ſodaß man auf der Station ſchon im voraus wußte, wieviel Beiwagen man zu ſtellen habe. Während des Umſpannens ſtiegen die Paſſagiere oft aus und ſahen ſich um. Auch die Jugend des Ortes ſammelte ſich um den haltenden Poſtwagen, deſſen Ankunft an kleinen Orten das wichtigſte Ereignis des Tages war. So lernte man einigermaßen Land und Leute kennen. Minder erfreulich war allerdings die Poſtfahrt, wenn man das Schickſal hatte, in das Innere des Wagens oder gar in einen der Beiwagen zu geraten, die

Digitized by Google

in der Regel schlecht waren und an jeder Station gewechselt wurden.

Aber auch die gewöhnliche Post war recht teuer; es kostete z. B. ein Platz von Kassel nach Frankfurt zwischen 6 und 7 Thaler. Deshalb wählte man, wenn man in Gesellschaft reiste, lieber einen Mietwagen. Sehr häufig las man in den Zeitungen die Ankündigung: es werde zur Reise nach dem und dem Ort eine Gesellschaft auf gemeinschaftliche Kosten gesucht. Familien, welche ins Bad reisten, sah man in Wagen, die mit Kisten und Schachteln hoch aufgetürmt waren, langsam von dannen ziehen. Auch wir Studenten, wenn wir von Kassel nach Marburg fuhren, mieteten uns zu vier oder fünf einen Hauderer. Morgens um vier Uhr wurde aufgebrochen, mittags in einem Dorfe (Jesberg) zwei Stunden gerastet, und abends gegen acht Uhr kam man recht fahrensmüde in Marburg an. Eine Kutsche, welche in dieser Weise ihre Fahrt vollendet hatte, kündete sich dann als „Retour-Chaise" an und suchte wieder Fahrgäste für die Rückfahrt zu gewinnen. Auch Vergnügungsreisen wurden in dieser Art gemacht. Als elfjährigen Knaben nahmen mich meine Angehörigen auf eine Rheinreise mit. Wir hatten einen eignen Wagen zur Verfügung. Wir fuhren am ersten Tag von Kassel nach Marburg, am zweiten nach Frankfurt. Dort weilten wir einen Tag, um die „Merkwürdigkeiten" zu besehen. Dann fuhren wir nach Mainz, wo wir wiederum einen Tag uns aufhielten. Nun ging zwar schon damals auf dem Rhein ein Dampfboot. Allein es wurde uns von dessen Benutzung abgeraten, „weil es gar zu schnell gehe". Wir fuhren also mit dem Marktschiff den Rhein hinunter; den ersten Tag bis Bingen, den

Digitized by Google

zweiten Tag „durch das gefährliche Binger Loch“ bis Koblenz. Dann fuhren wir zu Wagen zurück, besahen den (im Bau begriffenen) Rheinstein, bestiegen den Niederwald, berührten auf der Rückfahrt Wiesbaden, Frankfurt, Hanau und Fulda, und gelangten nach etwa vierzehn Tagen in Kassel wieder an. Das war nach damaligen Begriffen eine recht schöne, ansehnliche Reise.

Wie das alles sich geändert hat! Heute würde man eine solche Reise nur noch eine „Spritztour“ nennen und in höchstens drei Tagen abmachen. Freilich hat diese moderne Art des Reisens auch ihre Schattenseiten. Indem wir im Eisenbahnwagen vorüberfliegen, entzieht sich Unzähliges unsrer Aufmerksamkeit, was wir sonst wahrnahmen. Wir lernen jetzt auf unsern Reisen fremde Länder oft besser kennen, als unser eignes Vaterland. Junge Leute sollten deshalb auch heute nicht verschmähen, hie und da ein Stück deutscher Erde zu Fuß zu durchwandern. Sie würden, wenn sie anders nicht blasirt sind, darin einen Genuß finden. Andrerseits ist es aber doch auch eine Freude ohne gleichen, daß uns jetzt die ganze Welt offen steht. Wer von uns älteren hätte in seiner Jugend, wenn er Ciceros Reden las, wohl geahnt, daß er in späteren Tagen den Schauplatz dieser Reden mit Leichtigkeit werde erreichen können? wer, wenn er durch Jean Pauls „Titan“ für die borromäischen Inseln sich begeisterte, daß eine Reise dorthin künftig einmal nur ein Ferienausflug sein werde? Nicht zu gedenken deren, welche jetzt eine Erholungsreise nach den Katarakten des Nils oder nach den Ufern des stillen Ozeans unternehmen.

Mit der veränderten Art des Reisens haben auch die

Digitized by Google

Reisebedürfnisse sich geändert. Die früheren waren: Koffer, Mantel und Fußsack. Seit Beginn des Eisenbahnreisens ist die Reisetasche aufgekommen und hat sich seitdem in unzähligen Gestalten bis zum Handkoffer entwickelt. Seit einem Menschenalter ist an die Stelle des Mantels die weit bequemere Reisedecke getreten. Auch die Reisekoffer sind, wenn auch oftmals größer, doch weit handlicher und leichter geworden; und seit etwa zwanzig Jahren ist zu ihnen der Schließkorb hinzugetreten. Natürlich gab es früher auch noch keine Kursbücher und Reisehandbücher. Der erste „Telegraph", welchen ich im Jahre 1847 benutzte, erschien noch in Form eines Zeitungsblattes. Ein „Bädeker" ist mir zuerst im Jahre 1850 zu Händen gekommen. Dagegen war früher ein wesentliches Reiseerfordernis der Reisepaß, den man für gutes Geld bei der Polizei lösen mußte, und in welchem man, einem Spitzbuben gleich, signalisirt war. An gewissen Orten mußte derselbe dann, wiederum für gutes Geld, polizeilich visirt werden; eine abscheuliche Scheererei der Reisenden. Wer keinen Paß führte, riskirte sofort von der Gendarmerie verhaftet zu werden. Einige Erleichterung in diesem Unwesen trat bereits durch die Paßkarte ein. Jetzt kann man weit in die Welt hinaus reisen, ohne einer solchen polizeilichen Empfehlung zu bedürfen.

Aber nicht bloß der Vergnügungsreisende genießt den Vorteil der neuen Verkehrsmittel; weit schwerer noch wiegt es, daß unzählige andre Interessen durch sie ihre Befriedigung finden. Der Kranke kann ohne schwere Kosten auch entfernte Heilquellen aufsuchen. Wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken kann jeder mit geringen Opfern auch an weit entlegenen Orten nachgehen. Ein jeder vermag mit Leichtigkeit

Digitized by Google

den Ort zu erreichen, wo er seine Arbeitskraft am besten verwerten kann. Auch der Handwerksbursche läuft nicht mehr auf der Landstraße sich die Füße wund, sondern er fährt auf der Eisenbahn, wenn auch nur vierter Klasse. Wo es schwere Werke zu schaffen gilt, wandern ganze Arbeiterkolonien aus fernen Gegenden herbei. Künstlergesellschaften von großer Personenzahl geben ihre Vorstellungen bald an diesem, bald an jenem Orte. Ausstellungen werden veranstaltet und aus weiter Ferne von Tausenden besucht. Bei Schützen-, Turner- und Sängerfesten einigen sich die Völker aus weitem Umfange zu gemeinsamer Übung. Berufsgenossen versammeln sich zu vielen Hunderten, um ihre Interessen zu besprechen. Und welcher Stand hielte heute nicht seine „Wanderversammlung"? Konnte doch vor kurzem der Kladderadatsch selbst eine solche der Schornsteinfeger besingen. Die Wanderversammlungen wissenschaftlicher Berufsstände haben ihren aristokratischen Charakter abgelegt. Heute ist jeder, der einmal studirt hat, vollgiltiger Vertreter der Wissenschaft und darf sich an der Beschlußfassung über die schwierigsten wissenschaftlichen Fragen beteiligen. Endlich ist auch — wenn anders die seither gemachten Erfahrungen nicht trügen — das Kriegführen ein ganz andres geworden. In großen Massen treten sofort die Heere einander gegenüber und in wenigen Schlägen ist der Krieg entschieden. Eine ungeheure Wohlthat für die Menschheit!

Auf der andern Seite haben freilich die erleichterten Verkehrsmittel auch Nachteile gebracht. Ob das damit zusammenhängende Anwachsen der großen Städte und die Entvölkerung des platten Landes als ein Glück zu betrachten, ist mindestens sehr zweifelhaft. Sicherlich aber hätte die Sozialdemokratie,

Digitized by Google

diese Krankheit unsers Zeitalters, nicht eine solche Verbreitung gewonnen, wenn nicht die Leichtigkeit des Verkehres der Agitation mächtigen Vorschub geleistet hätte. Auch der Verbrecher kann sich heute mit Windeseile dem Schauplatz seiner That entziehen. Aber noch schneller, wie er, läuft neben ihm der Telegraph, der von seiner Flucht Kunde giebt; und überall hin, wo Deutsche sind, trägt der Kladderadatsch sein wohlgetroffenes Bildnis, nach der zurückgebliebenen Photographie angefertigt, und macht ihn aller Welt kenntlich.

Rechnet man zu dem allen noch die ungeheuern Veränderungen, welche durch die Eisenbahnen auch im Güterverkehr eingetreten sind, so sollte man glauben, es müsse, als zuerst die Kunde von dieser Erfindung aus England herüberschallte, jedermann die gewaltige Bedeutung derselben sofort erkannt, der darin für das Menschengeschlecht liegenden Wohlthat entgegengejauchzt, oder doch wenigstens eingesehen haben, daß kein Land einer so tiefeingreifenden Veränderung der Dinge sich entziehen könne. Das war aber keineswegs der Fall. Man hatte im allgemeinen keine Ahnung von der weltumgestaltenden Kraft dieser Erfindung. Noch zu Anfang der 1840er Jahre vertrat die reaktionäre Partei in Kurhessen offen die Ansicht, daß Hessen als ackerbautreibendes Land der Eisenbahnen nicht bedürfe. Und es ist bekannt, daß auch ein preußischer Minister der damaligen Zeit die Ansicht aussprach: der Generalpostmeister v. Nagler habe die preußischen Schnellposten zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß Preußen die Eisenbahnen entbehren könne. Solche Ansichten kommen uns heute recht sonderbar vor. Erscheinungen dieser Art sind aber sehr geeignet, uns zur Bescheidenheit zu mahnen. Denn wenn

Digitized by Google

wir sehen, wie Menschen, selbst solche, die ihrer Zeit für sehr klug galten, in so geringem Maße den Entwicklungsgang der Dinge vorauszusehen vermochten: muß uns da nicht der Gedanke kommen, daß Ähnliches auch noch heute wieder eintreten könnte?

Digitized by Google

Industrie und Handel.

Industrie und Handel bewegten sich vor zwei Menschenaltern noch in den engsten Grenzen. Für große Unternehmungen fehlte es den Einzelnen an zureichendem Kapital. Aktiengesellschaften waren nur wenig in Übung. Demgemäß waren noch manche Gewerbszweige, welche nur im Wege der Kapitalassoziation betrieben werden können, z. B. das Versicherungswesen, noch in der Kindheit.

Der Großindustrie fehlte das belebende Element der Neuzeit, die Dampfmaschine. Nirgends sah man die hohen Schornsteine, welche jetzt unsre Industriestätten bezeichnen. Die Arbeit war fast ausschließlich Handarbeit. Die Fabrik unterschied sich von dem Handwerk nur durch die größere Arbeitsteilung und die Leitung des Fabrikherrn. Natürlich konnten solche Betriebe auch nur von geringem Umfange sein. Als Beispiel kann die jetzt hoch blühende Maschinenfabrik von „Henschel und Sohn" in Kassel dienen, welche damals in dem alten, noch unter Leitung des Urgroßvaters des jetzigen Inhabers stehenden (1836 abgebrannten) Gießhause betrieben wurde. Während die Fabrik jetzt viele hundert Arbeiter beschäftigt, waren damals nur einige dreißig Arbeiter in ihr thätig. Ständige Fabrikate

Digitized by Google

waren nur Kirchenglocken und Feuerspritzen. Zwar wurden mitunter auch andre Werke darin hergestellt; z. B. eine große Maschine zur Wasserhebung für ein Harzbergwerk; Kanonen für die Militärverwaltung u. s. w. Das waren aber nur Ausnahmen. Wo für die Arbeit eine höhere Kraft erforderlich war, wurde sie dadurch beschafft, daß ein oder zwei Pferde ein Göpelwerk drehten. Das war der Fabrikbetrieb der damaligen Zeit. Natürlich gab es damals auch noch keine Arbeitseinstellungen. War ein Arbeiter mit seinem Lohne nicht zufrieden, so kündigte er seinem Dienstherrn. Dieser aber fand ohne Schwierigkeit einen Ersatz.

Das Kleingewerbe trieb sein Geschäft in den Banden des Zunftzwanges. Da diese Verhältnisse noch bis in die neuere Zeit bestanden haben, so dürfen sie als noch in aller Erinnerung lebend unterstellt werden. Einzelne geringe Gewerbe wurden auch innerhalb der Stadt noch im Umherziehen betrieben. Der Scherenschleifer etablirte sich mit seinem fahrbaren Karren bald an dieser, bald an jener Straßenecke. Ein ständiges Getön auf den Straßen war auch die Pfeife des Lumpensammlers (Hoselümpers), welcher ein höchst eintöniges Stückchen blasend einherzog und dadurch seine Anwesenheit meldete. Jetzt weiß man in Kassel nichts mehr von diesen fahrenden Leuten.*)

Der Handel beschränkte sich naturgemäß auf solche Gegenstände, deren Versendung mittels der damaligen Transportmittel ohne übermäßige Verteuerung möglich war. Dadurch waren die wichtigsten Gegenstände des jetzigen Großhandels

*) In Berlin zieht der Scherenschleifer auch jetzt noch auf den Straßen umher und giebt durch sein Klappern mit dem Hammer an den Radkarren, womit er seine Ankunft meldet, ein höchst unmelodisches Getön von sich.

Digitized by Google

für diesen ausgeschlossen. Der Kaufmann war vorzugsweise Kleinhändler. Manche Handelszweige knüpften sich fast ausschließlich an bestimmte Geschäfte. Wer z. B. in Kassel Kinderspielzeug kaufen wollte, ging zu dem „Bilderkrämer" am Markte. Für manche Handelszweige hatten auch noch die Ausländer einen hergebrachten Vorzug. Südfrüchte führte „der Italiener". Auch die einzige Kunsthandlung war die eines Italieners (Botinelli). Der erste Hutmacher Kassels war ein Franzose (Pariſot). Die Inhaber der Konditoreien nannte man „Schweizerbäcker"; und mehrere derselben entstammten auch wirklich dem Engadin.

Noch wenig entwickelt war die Reklame. Zwar hatte man schon Schauläden an den Fenstern; aber sie waren von bescheidener Einrichtung, und niemand dachte daran, durch kolossale Spiegelscheiben und prachtvolle Warenauslagen dem Publikum zu imponiren. Öffentliche Anschläge, die an den Straßenecken gemacht wurden — denn die Litfaßsäulen sind erst seit 1867 eingeführt —, kamen nur zu Meßzeiten für Sehenswürdigkeiten vor. Aber auch die Reklame durch die Zeitungen wurde nicht in der gegenwärtigen Weise betrieben. Wohl machte derjenige, welcher ein Geschäft eröffnete oder sein Geschäftslokal verlegte, sowie auch der, welcher soeben eine neue preiswürdige Sendung von Waren empfangen, dies durch die Zeitung bekannt. Auch fremde Kaufleute, welche die Messe beziehen wollten, pflegten dies durch die Zeitung anzukündigen. Aber das ständige Wiederholen der nämlichen Anzeige unter Benutzung aller denkbaren Formen der Anpreisung, wie es jetzt vielfach vorkommt, ist erst im letzten Menschenalter und zwar durch das Beispiel Johann Hoffs aufgekommen, der auf

Digitized by Google

dieſe Weiſe ſein Malzextrakt zu einer europäiſchen Berühmtheit gemacht hat. Dieſes Reklameweſen hat aber Bedeutung nicht allein für Handel und Wandel, ſondern auch für den Beſtand der Zeitungen gehabt, deren viele aus demſelben ihre reichſte Einnahme beziehen und dadurch ihre Exiſtenz ſichern.

Ein erſt ſeit einem Menſchenalter üblich gewordenes Mittel, Induſtrie nnd Handel zu fördern, ſind auch die Ausſtellungen, die man nach dem erſten Vorgange der Londoner Ausſtellung von 1851 an vielen Orten bald in größerm, bald in kleinerm Umfange veranſtaltet hat.

Die Schwierigkeiten, welche dem deutſchen Handel aus der Verſchiedenheit der deutſchen Münzwährung erwuchſen, haben bis zu der jüngſten Reichsgeſetzgebung fortgedauert und ſind daher in aller Erinnerung. Sie ſind ſogar im Laufe der mittleren Jahrzehnte unſers Jahrhunderts noch gewachſen durch die Flut papierner Wertzeichen, welcher jeder kleine deutſche „Raubſtaat“ und jede Bank nach Belieben in die Welt ſandte.

Dagegen iſt es ſchwer, heute noch ſich eine Vorſtellung zu machen von der Not, in welche der deutſche Handel vor ſechzig Jahren durch die allerorten ſich ihm entgegentürmenden Zollſchranken verſetzt war. Die größern außerdeutſchen Länder, Rußland, Frankreich, die Niederlande, die größern italieniſchen Staaten, hatten ihre Gebiete durch hohe Zölle geſperrt. Auch England wies die deutſchen Güter zurück, welche dorthin mit Nutzen hätten eingeführt werden können. Den Handel mit Spanien und mit der Türkei verboten die dort beſtehenden Unruhen. Auch im Seehandel konnte Deutſchland mit den dafür günſtiger gelegenen, mit reichen Kolonien in Verbindung ſtehenden Ländern nicht konkurriren. Um ſich gegen den damals noch

Digitized by Google

blühenden Seeraub zu schützen, mußte der deutsche Handel mit englischen Schiffen und mit englischer Assekuranz geführt werden. Und bei dieser Ungunst der Verhältnisse nach außen hin hatten die deutschen Staaten auch noch gegen einander überall Zollschranken errichtet, gleichsam um sich gegenseitig auszuhungern. Jeder Staat unterband dem andern die Adern des freien Verkehrs und jedem wurden sie wieder unterbunden. Das bezeichnete man schon damals von einsichtiger Seite als einen „langsamen Selbstmord." Im Umfang einer Meile Weges stieß man mitunter auf mehrere Schlagbäume. Die geringwertigen Produkte deutscher Länder waren mit denselben, ja mitunter sogar mit höhern Zöllen belegt, wie die gleichartigen außerdeutschen Produkte von weit höherm Werte. In Österreich z. B. zahlte der Eimer französischen Weines 60 Gulden, der Eimer deutschen Weines 90 Gulden Steuer. Bei dieser Hemmung des Verkehrs hatten die Produkte keinen andern Wert, als den durch das augenblickliche Bedürfnis in nächster Nähe bestimmten. An Unternehmungen auf Spekulation war nicht zu denken. Damit sank auch der Wert des Grundeigentums, oft bis zur Kreditlosigkeit, herab. Gleichsam als erlaubte Notwehr gegen dieses Aushungerungssystem bildete sich überall der Schleichhandel mit seinen sittenverderbenden Wirkungen aus.*) Noch

*) Der aus dem Jahre 1824 herrührenden Darstellung, welche dem Vorstehenden zu grunde liegt, entnehme ich noch folgende Sätze als Zeugnis dafür, daß man damals, trotz aller Not, durch das englische Gerede von Handelsfreiheit sich nicht täuschen ließ. „Die schönen Reden, die man im englischen Parlamente über Handelsfreiheit u. s. w. hört, sowie die Abänderungen in den englischen Zollgesetzen haben den Deutschen keinen Vorteil gebracht. Wer von der englischen Nation in Gewerbs-, Handels- und Verkehrsgegenständen philanthropische Vorkehrungen erwartet, der irrt sich."

Digitized by Google

im Laufe der 1820er Jahre versuchten zwar mehrere der kleinern deutschen Staaten durch Gründung von Steuervereinen das Übel zu mildern. Aber die Gebiete derselben auch in ihrer Vereinigung waren zu klein, um dem Handel Luft zu verschaffen. Erst der preußische Zollverein beseitigte in seiner allmählichen Ausdehnung diesen heillosen Zustand. Am längsten leistete ihm der norddeutsche Steuerverein Widerstand. Bis zum Jahre 1851 bestand zwischen Kassel und dem nahe gelegenen hannoverschen Münden noch die trennende Zollstätte. Und wenn wir Göttinger Studenten auf der Ferienreise unsern Eltern einige Göttinger Würste mitbrachten — was für ein Gebot kindlicher Pietät gehalten wurde —, so hatten wir unsre liebe Not, dieselben — was nicht minder für eine Menschenpflicht galt — an der Grenze durchzuschmuggeln.

Als einen Vorzug der damaligen Zeit kann man bezeichnen, daß das Spekulationsfieber nicht in gleicher Weise bestand, wie es im Laufe der letzten Jahrzehnte um sich gegriffen hat. Zwar konnte man auch damals schon in Staatspapieren spekuliren. Und das verderbliche Mauthsystem drängte gewissermaßen darauf hin, da die Brieftasche noch das Einzige war, was der Untersuchung und Aufsicht der Steuererheber nicht unterworfen wurde. Gleichwohl kam es um jene Zeit nicht vor, daß man von jemandem gehört hätte, er habe durch Spekulation sich zu grunde gerichtet. Erst die Schaffung zahlreicher Aktien, namentlich der Eisenbahnaktien mit ihren schwankenden Werten, hat diese Krankheit mehr und mehr verbreitet. Dagegen enthalten die damaligen Blätter ständig die Angebote von Losen der Staatslotterien, woraus man schließen darf, daß die Spekulation in diesen schon reichlich geblüht habe.

Digitized by Google

Nirgends aber begegnen wir um jene Zeit dem heutzutage herrschenden Unfuge, daß jedes Krähwinkel, Gott weiß für welche Zwecke, „mit obrigkeitlicher Erlaubnis“ eine Lotterie veranstalten darf.

Es fehlten auch um jene Zeit die jetzt so zahlreich bestehenden öffentlichen Anstalten, bei denen man mühelos sein Geld verzinslich anlegen kann. Öffentliche Sparkassen waren erst eben im Entstehen. Wer nicht Staatspapiere kaufen wollte, war deshalb genötigt, sein Geld auf privatem Wege, womöglich gegen Hypothek, auszuleihen. Dazu boten zahlreiche Darlehnsmäkler, welche den Kapitalisten die Schwelle abliefen, hilfreiche Hand.

Endlich fehlten auch noch gänzlich die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, welche jetzt für die verschiedensten Zwecke so zahlreich in unseren Städten bestehen, und zu deren Schaffung angeregt zu haben das Verdienst von Schulze-Delitzsch ist.

Welchen mächtigen Aufschwung der Verkehr heute im Innern unseres Vaterlandes genommen, bedarf keiner Ausführung. Aber doch wird dieser Aufschwung noch überholt durch die Bedeutung, die der deutsche Handel im Auslande gewonnen hat. Über die ganze Erde hat derselbe seine Netze gespannt. Allerorten trifft man deutsche Kaufleute in eifrigem und rühmlichem Geschäftsbetriebe. Und manches, was selbst der deutschen Diplomatie unzugänglich ist, erkundet und erreicht heute der deutsche Kaufmann durch seine weithin reichenden Verbindungen. Von alledem wußte man früher nichts.

Digitized by Google

Städtische Einrichtungen und Sitten.

Bevor wir die früheren städtischen Einrichtungen und Sitten besprechen, müssen wir einen kurzen Blick auf die damalige äußere Gestalt der Stadt Kassel werfen. Während der 1820er Jahre erfolgte nur eine verhältnismäßig unbedeutende Veränderung in der Anlage der Stadt durch Erbauung der Artilleriestraße. An der Stelle derselben lagen früher Gärten und leere Plätze, letztere im Besitze der Militärverwaltung. Die an dem Flüßchen Ahne sich hinziehende Strecke, welche jetzt Kasernenbauten einnehmen, war früher ein großer, dem Stückgießer Henschel gehöriger Garten, in welchem noch die alten Festungswälle vorhanden und in die Gartenanlagen hereingezogen waren.

Weit bedeutender als diese Umgestaltung eines wenig angesehenen Teiles war die Stadterweiterung, welche im Laufe der 1830er Jahre nach Westen hin unternommen wurde. Bis zu dieser Zeit war die Stadt nach allen Seiten hin abgeschlossen. Wo nicht Gebäulichkeiten den Abschluß bildeten, war dieselbe mit einer Mauer umgeben. Man konnte nur durch die Thore ein- und ausgehen. An jedem Thore stand ein mit Militär belegtes Wachthaus. Die Thore wurden abends geschlossen

Digitized by Google

und der Eingang durch solche unterlag dann einer Kontrole. Nur das am Ende der Hohenthorstraße (am Eingange des Totenhofes) gelegene Hohethor war ohne Wache, wurde aber meist verschlossen gehalten und nur für Leichenzüge geöffnet. Ein- und auspassirende Personen wurden jederzeit bei der Thorwache aufgeschrieben und der Polizei gemeldet. Die angesehneren wurden dann durch die Zeitungen bekannt gemacht, welche eine ständige Rubrik für „aus- und eingehende Fremde" enthielten

Die vom Hohenthor bis zum Kölnischen Thor sich hinziehende Stadtmauer ist zum großen Teil noch jetzt vorhanden und scheidet die „Mauerstraße" (so neuerdings erst genannt) von dem alten Totenhofe. Wenige Schritte oberhalb der Einmündung der Mauerstraße in die Kölnische Straße lag das Kölnische Thor. Das zu demselben gehörige Wachthaus stand an der Stelle der Häuser Nr. 4 und 6 der Kölnischen Straße. Auf der andern Seite der Kölnischen Straße setzte sich die Stadtmauer in gleicher Linie bis zum alten Wilhelmshöherthore fort, sodaß sie an der westlichen Seite der jetzigen Wolfschlucht hinlief, die Wilhelmsstraße abschloß und dann dicht hinter der Gardedukorps-Kaserne sich hinzog. Der ganze vom Hohenthor bis zur Wilhelmsstraße auf der inneren Seite der Stadtmauer herführende Weg hieß „hinter der Mauer" und war eine durchaus öde und verrufene Passage, an welche fast nur Hinterhäuser grenzten. Auch der äußeren Seite der Stadtmauer entlang führte vom Kölnischen Thor bis zum alten Wilhelmshöherthor ein Weg, an welchem auf der andern Seite zahlreiche Gärten lagen. Die Kölnische Allee ging mit ihren schönen Kastanienbäumen bis an das Thor hinab. Nur wenige Wohnhäuser standen an derselben. Auf beiden Seiten lagen Gärten

Digitized by Google

bis zu dem Punkte, wo der die Akazienallee abschneidende Querweg in dieselbe einmündet. Von da an war offenes Feld. Die jetzige Spohrstraße war lediglich ein Gartenweg, auf der Ostseite von der Totenhofsmauer begrenzt. Auch an der Stelle, wo jetzt die Bahnhofsstraße und der „grüne Weg" liegen, waren Gartenwege, welche nach kurzem Verlauf in das hinter den Gärten der Kölnischen Allee liegende offene Feld führten. Dieses offene Feld ging hinter jenen Gärten völlig abschüssig herab. Erst durch Abtragung des Erdreichs auf der Südseite und Auffüllung desselben auf der Nordseite ist der Platz für den jetzigen Bahnhof hergestellt. Das Tannenwäldchen war noch weit größer und ein ganz einsamer Ort. Die Stadtverwaltung ließ jedoch um jene Zeit gangbare Wege hindurchziehen und hie und da Bänke und einige Mooshütten anlegen, wodurch es ein hübscher Spaziergang wurde. Auch an der neuen Wilhelmshöher Allee standen erst wenige Wohnhäuser. Der Weinberg war ganz häuserleer und in eine große Menge kleiner Gärten verteilt. Nur vor dem alten Wilhelmshöherthore standen bereits bis zur städtischen Kaserne zahlreiche Wohnhäuser. Fast der ganze zwischen der Wolfhager Straße und dem Abhange des Weinbergs, westlich oberhalb der Königsstraße, gelegene Häuserbestand ist hiernach erst im Laufe der letzten fünfzig Jahre entstanden. Aber auch vor allen übrigen Thoren hat sich die Stadt weithin ausgedehnt. Diese Erweiterung hat eine allgemeine Verschiebung der Wohnungsverhältnisse zur Folge gehabt. Die Bemittelteren sind aus den älteren Stadtteilen hinweg in die neueren gezogen und haben dadurch die besseren Wohnungen jener für die minder Bemittelten frei gemacht. Auf diese Weise haben sich die

Digitized by Google

Wohnungsverhältnisse aller Stände verbessert. Über die Bedeutung dieser neuen Stadtanlagen war man aber anfangs keineswegs sich klar. Als gegen Ende der 1830er Jahre Professor Wolff es unternahm, an dem Wege, den man bisher „hinter der Mauer" genannt hatte, fünf neue Wohnhäuser zu bauen, warf man allgemein die Frage auf: „Wer wird wohl in diese Einsamkeit ziehen wollen?" Anknüpfend an den Namen dieses Erbauers und in Hinblick auf die bisherige Verrufenheit des Weges gab damals der Volkswitz dieser neuen Straße den Namen „Wolffschlucht", welchen sie noch heute führt. Bald aber waren dort die gesuchtesten Wohnungen.

Der beschränkten Ausdehnung der Stadt und der allgemeinen Dürftigkeit der Menschen entsprachen auch die inneren städtischen Verhältnisse. Die besseren Stände waren nicht, wie jetzt, in die obern Stadtteile zusammengedrängt. Zwar galt die Oberneustadt auch damals schon als das mehr aristokratische Viertel. Kaufmannsläden waren dort nur wenige. Juden durften daselbst keine Häuser erwerben. Aber man fand doch auch gut situirte Familien in den bessern Straßen aller übrigen Stadtteile. Die Gleichberechtigung der letztern konnte man auch an der Verteilung der Gasthäuser erkennen. Zwar galt jederzeit das auf dem Königsplatz gelegene Gasthaus „Zum König von Preußen" als das erste. Daneben aber bestanden in der untern Königstraße der „Kronprinz von Preußen", in der obern Marktgasse „Der römische Kaiser" (welcher dann in das obere Eckhaus am Gouvernements-Platz verlegt wurde und sich dort eines großen Ansehens erfreute), hinter dem Judenbrunnen „Der goldene Helm", in der Mittelgasse „Der Ritter" und der „Hessische Hof"; lauter anständige Gasthöfe.

Digitized by Google

Auch der Verkehr auf den Straßen war ein andrer. Droschken kannte man nicht. Die Ärzte statteten ihre Besuche noch zu Fuß ab. Auch Möbelwagen waren unbekannt. Möbeltransporte von Ort zu Ort wurden durch Frachtwagen besorgt. Wer am Orte selbst umzog, mietete sich dazu einige Sträflinge des Zwangsarbeitshauses (wegen ihrer gestreiften Kleidung „Zebras" genannt), welche den Transport auf Tragbahren, später mit Handwagen besorgten. Ein auf den Fall der Not berechnetes Transportmittel für Personen war die Portechaise. Es war das ein einsitziger Kasten nach Art eines Kutschkastens, der an Tragstangen von zwei Männern getragen wurde. Der Portechaisen gab es in Kassel nur wenige, und sie standen im Dienste der Polizei, welche sich derselben bei Krankentransporten bediente. Deshalb waren sie auch beim Publikum nicht beliebt. Nur höchst selten ließ vielleicht bei schlechtem Wetter eine Dame, die eine Gesellschaft besuchen wollte, in einer Portechaise sich dorthin tragen. Als gegen Ende der 1840er Jahre zuerst zwölf Droschken (mit dem Preise von 3 Sgr. für die Fahrt) aufgestellt wurden, fragte man allgemein: „Werden sie wohl sich halten können?" Heute bestehen Droschken in großer Anzahl, und daneben sind noch die Hauptstraßen Kassels von Eisenbahnlinien durchzogen. Auch das Institut der uniformirten „Dienstmänner" kam zuerst um jene Zeit auf. Schon früher gab es Eckensteher, welche zu Diensten bereit waren; aber es fehlte ihrem Gewerbe jede Organisation.

Vor Einführung der Droschken mußte, wer fahren wollte und nicht eine eigne Equipage besaß, sich einen (zweispännigen) Wagen beim Mietkutscher mieten. Da dies teuer war, so war es auch noch nicht üblich, bei Gesellschaften für Hin- und

Digitized by Google

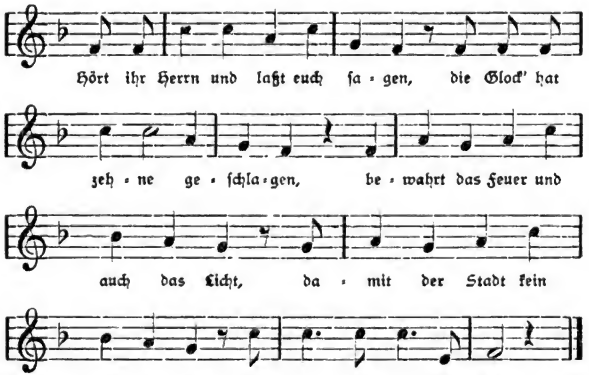
Rückweg sich eines Wagens zu bedienen. Bei Hofbällen freilich standen auch damals schon die Wagen in langer Reihe. Bei geringeren Festlichkeiten aber waren es nur wenige Auserwählte, die einen Wagen an sich wendeten. Die damaligen Damentoiletten machten einen solchen noch nicht zur absoluten Notwendigkeit. Man nahm deshalb keinen Anstand, auch mitten in der Nacht von einem Balle zu Fuße nach Haus zu gehen.

Es war dies umsomehr anzuerkennen, als die Straßenbeleuchtung damals noch sehr dürftig war. Die kleinern Straßenlaternen standen auf grünen Holzpfählen zur Seite der Straße. Auch auf dem Mittelpunkte des Königsplatzes stand ein solcher sehr hoher Laternenpfahl. Je in der Entfernung von einigen hundert Schritten schwebten dann noch mitten über der Straße größere Laternen, welche an einem zwischen den Häusern gespannten Drahtseil hingen und mittelst eines Flaschenzuges zum Anstecken herabgelassen wurden. Für das zeitige Erlöschen der Laternen sorgte das Maß des am Morgen aufgegossenen Öles. Die Beleuchtung war so wenig befriedigend, daß damals noch die Handlaterne eine große Rolle spielte. Wer bis zu später Abendstunde ausging, steckte ein kleines Laternchen zu sich, welches ihm den Heimweg erhellte. Damen ließen abends einen Diener oder das Dienstmädchen mit einer großen Laterne vor sich hergehen. Waren sie recht vornehm, so brannten zwei Lichter in der Laterne.

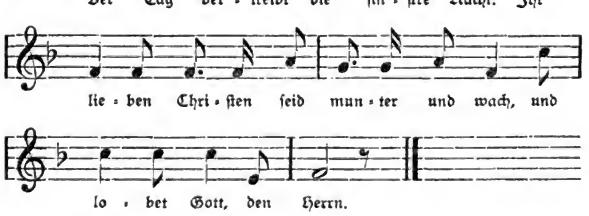
Der Trost der Nacht, der Nachtwächter, führte damals noch nicht ein so lautloses Dasein wie jetzt. Er war noch ausgerüstet mit dem Horne. Er mußte auf seinem Rundgange etwa alle hundert Schritt stehen bleiben und nach vorgängigem Blasen die Stunde absingen. Blasen mußte er, um

Digitized by Google

ſich dienſtlich zu legitimiren; ſingen, um zu zeigen, daß er auch perſönlich ſeines Amtes walte. Abends zehn Uhr ſang er zuerſt:



In den Zwiſchenſtunden ſang er nur die Strophe: „Die Glock' hat — geſchlagen." Morgens um vier Uhr ſang er zum letzten male, und zwar, nachdem er die Stunde geſungen:



Digitized by Google

Man sieht, es war noch Gemüt in der Sache. Auch hinderte der allstündlich wiederkehrende Lärm damals noch niemanden am Schlafen.

Der Wachtdienst auf dem Turme der St. Martinskirche war damals schon ebenso wie jetzt eingerichtet. Der Türmer muß von vier Uhr morgens bis sieben Uhr abends die Stunden auf der großen Glocke anschlagen, was genau hundert Schläge ausmacht.*) Von neun Uhr abends an muß er alle Viertelstunden auf dem Turme umgehen und nach den vier Himmelsgegenden hin die Stunde auf dem Zinken blasen. Seine Hauptaufgabe war damals schon, Acht zu geben, ob irgendwo Feuer sich zeige. Dann verkündete er das, in gleicher Weise wie jetzt, durch Sprachrohr und Läuten der Sturmglocke. Eine Feuersbrunst setzte damals die Stadt noch weit lebhafter in Bewegung. Beim Militär ward Allarm geblasen, und dasselbe mußte mit Sack und Pack auf dem Friedrichsplatze sich versammeln, um nötigenfalls zum Abzug aus der Stadt bereit zu sein. Auch die Beamten sollten sämtlich in ihren Dienstlokalen sich einfinden, thaten es aber nicht immer. Der Feuerlöschdienst war damals noch wenig organisirt. Das Wasser zum Löschen wurde, wenn es in der Altstadt brannte, dadurch beschafft, daß der Druselteich „losgelassen" wurde; d. h. es wurde das Wasser des Druselteiches in größerer Masse abgelassen und durch die abgedämmten Straßenrinnen der Stelle der Feuersbrunst zugeführt. Die Feuerspritzen hatten noch nicht die Einrichtung, daß sie selbst das Wasser ansogen. Dasselbe

*) Dies gehört zu den Wahrzeichen von Kassel, welche also lauten: Wasser über der Brücke, Glocke über dem Thurme, alle Tage hundert Schläge.

Digitized by Google

mußte ihnen in Eimern zugetragen werden. Jeder Familienvater mußte deshalb einen ledernen Feuereimer besitzen, der im Falle der Not requirirt wurde. Zwischen der Wasserstätte und der Spritze wurde eine doppelte Kette von Menschen gebildet. In der einen wurden die gefüllten, in der andern die geleerten Eimer von Hand zu Hand gereicht. Wer in der Nähe der Brandstätte erschien, wurde zu diesem Dienste gepreßt. Die gefüllten Eimer ergossen oft unversehens ihren Inhalt über die Darreicher. Auch bei dem Ernste des Brandes fehlte es deshalb selten an drastischen Volksscherzen.

Der Glauben an Geisterspuk, der sich jetzt mehr in unsre ländliche Bevölkerung zurückgezogen hat, war damals auch in der Stadt noch sehr lebendig. Von manchen Häusern war es bekannt, daß es darin „wanderte". In dem Hause der Unterneustadt, in welchem wir zu Anfang der 1820er Jahre wohnten, ertönten einstmals mitten in der Nacht an den äußern Thüren der Wohnungen in sämtlichen Stockwerken heftige Schläge. Man nahm an, daß eine verdächtige Familie, die im Erdgeschoß wohnte, diesen Spuk aufgeführt habe, um das Haus (behufs Herabdrückung der Mietzinsen) „in Verruf" zu bringen. So etwas war damals noch möglich. Von einem in dem Bezirk amtirenden Nachtwächter, der sein Lied nur noch hervorstotterte, wußte man allgemein, daß einstmals „ein Wehrwolf" ihm aufgesessen, wodurch er die Stimme verloren habe. Am Morgen des ersten Mai sah man noch an vielen Thüren, namentlich im Innern der Höfe, drei Kreuze mit Kreide angemalt, als sicheres Mittel gegen den Hexenspuk.

Hochzeiten und Taufen wurden ungefähr gerade so gefeiert wie jetzt. Jedoch ist mir nicht erinnerlich, daß damals

Digitized by Google

schon Trauungen in der Kirche vorgekommen wären. Auch das jetzt üblich gewordene Scherbenwerfen am Polterabend vor dem Hause der Braut ist neu aufgekommen. Es ist eine norddeutsche Sitte (oder Unsitte), die sich weiter verbreitet hat.

Für die Beerdigungen, (welche bis zum Jahre 1842 auf dem alten Totenhof stattfanden), bediente man sich nur innerhalb der höhern Stände des Trauerwagens. Ihm folgten in der Regel nur drei Chaisen, während der Pfarrer vorausfuhr. Die große Mehrzahl der Leichen wurde vom Sterbehause ab getragen. Es gab besondre Leichenträger, sogenannte Leichenkandidaten (da im vorigen Jahrhunderte öfters Predigtamtskandidaten aus Not sich diesem Dienste gewidmet hatten). Handwerksmeister wurden von Gesellen ihres Gewerbes getragen. Zu Beginn der Feierlichkeit waren bei Bürgerleichen öfters die Partimschüler*) bestellt, um vor dem Sterbehause einen Choral zu singen. Außerdem war Musik nur bei militärischen Leichen üblich. Die Särge von jungen Leuten wurden auch damals schon reich mit Kränzen geschmückt, welche die Freunde meist selbst geflochten hatten. Ältern Leuten wurde vielleicht ein einzelner Lorberkranz auf den Sarg gelegt. Palmen als Schmuck der Särge kannte man gar nicht. Leichenträger und Leichenfrauen bekamen je eine Zitrone in die Hand, als Gegenmittel gegen üble Gerüche. (Da sie dieselben nachträglich wieder verkauften, so waren Zitronen als Würze der Speisen nicht sehr beliebt.) Bei einer „Gehleiche" schritt auch der

*) Es waren dies die Schüler einer zur Heranbildung von Volksschullehrern bestimmten Schule. Dieselben gingen in einförmiger Kleidung von dunkelblauer Leinwand.

Digitized by Google

Pfarrer mit dem Küster zu Fuß voraus. Die Leidtragenden folgten in langer Reihe. Erst seit Benutzung des neuen Friedhofes ist der Gebrauch des Trauerwagens allgemein geworden.

Anzeigen von Verehelichungen, Geburts- und Todesfällen durch die Zeitung fanden auch schon damals statt; jedoch bei weitem nicht in der Anzahl wie jetzt. Für die große Mehrzahl der Fälle hielt man es für ausreichend, daß sie durch die im Wochenblatt vorkommende allgemeine Anzeige der „Verehelichten, Gebornen und Gestorbenen" bekannt wurden. Auch war es nicht üblich, die Todesanzeigen in so ostentatiöser, mit breitem Trauerrand verzierter Form in die Blätter zu setzen, wie dies neuerdings geschieht. Dagegen waren diese Anzeigen meist ausführlicher gehalten. Die Hinterbliebenen glaubten, es dem Toten schuldig zu sein, daß sie ihre schmerzlichen Gefühle, die Schwere ihres Verlustes voll ausmalten, die vortrefflichen Eigenschaften des Verstorbenen priesen, auch dessen Krankengeschichte erzählten. Statt der heute üblichen Bitte um stille Teilnahme sagte man damals, „daß man sich alle Beileidsbezeigungen verbitte", oder daß man mit solchen „verschont zu werden" wünsche; Ausdrucksweisen, die heute für unhöflich gehalten werden würden. Am Schlusse empfahl sich der Anzeigende auch öfters „dem ferneren Wohlwollen des Publikums". Diese Anzeige der Hinterbliebenen war aber auch die einzig übliche. Ganz unbekannt waren dagegen die öffentlichen Ankündigungen des Todesfalles durch Vereine, Kollegien u. s. w. mit ihren Anpreisungen des Geschiedenen, wir wir sie jetzt ständig in den Zeitungen lesen. Das ist erst eine Errungenschaft seit dem Jahre 1867. Es kam daher

Digitized by Google

auch nicht vor, daß der nämliche Todesfall zwei- oder dreimal in der Zeitung figuriert.

Es wird vielleicht von Interesse sein, einige Beispiele der damaligen Todesanzeigen hierher zu setzen.

Todesanzeige. Heute Nachmittag beschloß unsere gute Mutter, die verwitwete Oberstin E., geborene Z., dahier ihr, uns so teures, Leben, nach 14tägigem körperlichen Leiden! Ihre letzten Tage verlebte sie, in einem Alter von 68 Jahren, nur in stillen Betrachtungen — der häuslichen Glückseligkeit geweiht. Die beruhigende Hoffnung, daß ihr sanfter Geist aus jenen Sternenhöhen noch liebevoll auf uns hernieder blickt, bis der Tod auch uns das unerforschliche Rätsel des Schicksals einst verklärt haben wird, steht in unserer Betrübnis und Trauer uns allein noch tröstend zur Seite. Indem wir die vielen auswärtigen Verwandte, Freunde und Bekannte unserer verstorbenen Mutter bitten, unseren so gerechten und tieffühlenden Schmerz durch Beileidsversicherungen nicht zu vermehren, empfehlen wir uns ihrem ferneren Wohlwollen.

Todesanzeige für ferne Verwandte und Freunde. Am 4. Januar 1813 verband mir der gütige Gott die Gefährtin des Lebens, meine geliebte Caroline, geborene L. Am 4. Januar 1823 trennte mich sein allmächtiger Ruf wieder von ihr in schmerzlicher Eile. Nach einem sechstägigen Fieber entschlummerte sie in meinen Armen im 32. Jahre ihres schönen Lebens. Mit vier Kindern, von denen das älteste 7 Jahre und das jüngste kaum 4 Monden zählt, beweine ich die edelste Gattin, die treueste Mutter. Der Himmel hat mir das Teuerste genommen. Was ich nun noch habe, gebe ich auf sein Geheiß mit Freuden hin.

In dieser Weise stilisirt waren die Todesanzeigen fast ohne Ausnahme. Daß selbst bedeutende Menschen sich dieser Gefühlsüberschwänglichkeit nicht entzogen, wird durch folgende der „Kasselschen Zeitung" entnommene Anzeige bezeugt, zu deren Erläuterung zu bemerken ist, daß kurz vorher der Anzeigende seine Verlobung bekannt gemacht hatte.

Todesanzeige. Es hat dem Herrn gefallen, am 27. Februar 7 Uhr meine geliebte Mutter, Friederike geb. v. Könitz, zu sich zu nehmen. Bald

Digitized by Google

nachdem ich die höchste Gabe aus seiner Vaterhand empfangen, ist mir auch die höchste Prüfung zu teil geworden.

Berlin, den 28. Februar 1828. J. v. Radowitz,
Hauptmann im königl. preuß. Generalstabe.

Das Christfest wurde vor zwei Menschenaltern ungefähr ebenso gefeiert wie jetzt. Jedoch war damals der auf dem Königsplatz abgehaltene Christmarkt noch weit mehr der Mittelpunkt aller Einkäufe für die Christbescheerung. Schon der erste Aufbau der Buden setzte uns Kinder in lebhafte Erregung. Vollends war die Freude groß, wenn sie erst aufgethan wurden; und wir zogen stundenlang zwischen ihnen herum, um die ausgestellten schönen Sachen zu sehen. Heute ist der Christmarkt zu einem geringen Krammarkt herabgesunken. Bei der Bescheerung selbst fand noch nicht eine solche Überlastung der Tische mit Geschenken statt. Auch der Christbaum wurde noch nicht mit so viel künstlichem Flitterwerk ausgestattet. Weiße Wachskerzen und eine Anzahl vergoldeter Nüsse und Äpfel erfüllten den Zweck.*) Da die Bescheerung meist auf die Hausgenossen sich beschränkte, so konnte man auch, wie es damals noch Sitte war, dieselbe am Morgen des ersten Festtages herrichten. In dieser Bescheerung am frühen Morgen, sowie überhaupt in der Einfachheit des Ganzen, lag mehr Poesie, als in der jetzigen Art und Weise. Der Gedanke,

*) Man nennt den Christbaum eine deutsche Sitte. Derselbe ist aber keineswegs allgemein in Deutschland heimisch gewesen. In der Stadt Fulda z. B. war noch zu Anfang der 1850er Jahre der Christbaum in Bürgerkreisen unbekannt. Es wurde dort überhaupt den Kindern nicht am Christtage bescheert, sondern am St. Nikolaustage wurden ihnen Geschenke aufgestellt. Es würde von kulturhistorischem Interesse sein, festzustellen, wie sich die Sitte des Christbaums von Alters her in Deutschland begrenzt.

Digitized by Google

daß in dunkler Nacht der heilige Christ alle die schönen Dinge gebracht habe, hatte etwas Geheimnisvolles, was die Seele der Kinder erfüllte. Die jetzt übliche Bescheerung am Abend paßt freilich mehr in unsere allgemeinen geselligen Gewohnheiten.

Die Sitte, am St. Nikolaustage (6. Dezember) einen vermummten Mann (Klowes) bei den Kindern erscheinen zu lassen, der sie erst ängstigt, vielleicht auch mit einer Rute schlägt, dann aber Äpfel und Nüsse unter sie austeilt, bestand schon damals, sowie sie leider auch jetzt noch besteht. Ich sage „leider", weil man niemals Kinder fürchten machen sollte. Das Fürchten ist keine natürliche Eigenschaft der Kinder, sondern es wird ihnen anerzogen. Die andere Sitte, daß am 6. Januar drei verkleidete Knaben, einer natürlich schwarz angemalt, als die „heiligen drei Könige" in den Häusern herumzogen, ein Lied sangen und dafür eine Gabe in Empfang nahmen, war schon damals im Schwinden begriffen. Das Lied, soweit ich es noch in Erinnerung habe, lautete:

Wir sind die Weisen vom Morgenland,
Da hat uns die Sonne so schwarz gebrannt.
Wir wünschen dem Herrn einen goldnen Tisch,
Auf jede Ecke 'nen gebratnen Fisch,
Und in die Mitte ein Gläschen Wein,
Da kann der Herr wohl lustig sein.
Wir wünschen der Frau einen goldnen Ring,
Und übers Jahr ein kleines Kind.
Wir wünschen der Jungfer 'nen goldnen Kamm,
Und übers Jahr 'nen jungen Mann.
Wir wünschen der Magd einen bunten Rock,
Und übers Jahr 'nen Ziegenbock.

Heute ist dieses Stück Volkspoesie gänzlich vergessen.

Digitized by Google

An der Neujahrsfeier hat sich wenig geändert. Man einigte sich am Sylvesterabend gesellig bei einer Bowle Punsch oder Glühwein. Man beschäftigte sich mit Kartenlegen, Bleigießen und ähnlichen untrüglichen Mitteln zur Enthüllung der Zukunft. Am Neujahrstage begegnete man sich so, wie jetzt, mit mündlichen Glückwünschen. Außerdem war es üblich, daß Kinder — wohl zugleich zum Beweis ihrer schriftstellerischen Fähigkeiten — ihren Eltern, Paten und anderen Reverenzpersonen einen schriftlichen Neujahrswunsch erstatteten. Die Flut von Neujahrskarten aber, welche heute durch die Post in alle Welt befördert wird, kannte man noch nicht. Hatte man doch auch noch keine Stadtpost.

Zu Ostern legte auch schon damals der Hase Eier. Es waren aber nur buntgesottene wirkliche Eier. Alle die Kunsteier, die man heutzutage in Läden kauft, waren noch unbekannt.

An den Pfingsttagen wurden die Kinder konfirmirt. Es zeugte von dem wenig praktischen Sinne der damaligen Zeit, daß man es für unumgänglich nötig hielt, die Knaben zur Konfirmation mit einem schwarzen Frack und einem Zylinderhut auszustatten. Die kleinen Knirpse nahmen sich in diesem Anzug oft recht komisch aus. Fürs Alltagsleben konnten sie denselben vorerst nicht brauchen. Später waren sie herausgewachsen. Von einem minder praktischen Sinne der Neuzeit zeugt es dagegen, daß man heutzutage Mädchen mitunter schon mit einem Bouquet in der Hand zur Einsegnung gehen sieht. Frühe Balldamen!

Als ein Festtag konnte auch der Geburtstag des Kurfürsten gelten. Er wurde jederzeit offiziell durch glänzende

Digitized by Google

Theatervorstellungen u. s. w. festlich begangen. Die Feier im Volke gestaltete sich je nach Zeitumständen verschieden. Eine besondere Feier ließen aber die Straßenjungen sich nicht nehmen. Sie illuminirten mit Öllämpchen den Brunnen ihres Reviers, wozu sie die Geldmittel aus der Nachbarschaft sich zusammenbettelten.

Die zweimal jährlich abgehaltene Kasseler Messe hat zwar der äußern Erscheinung nach nur darin sich geändert, daß man sie jüngst von zwei Wochen auf eine Woche gekürzt hat. Diese Abkürzung hat aber einen rechtfertigenden Grund in dem veränderten inneren Charakter derselben. Früher bezogen neben den Kaufleuten Kassels noch zahlreiche auswärtige Händler, große und kleine, die Messe. Heute sind diese fast gänzlich verschwunden, und auch die bessern Kasseler Geschäfte verschmähen es, einen Stand auf der Messe zu beziehen. Diese hat hiernach mehr und mehr den Charakter eines bloßen Jahrmarkts angenommen; und es macht einen fast komischen Eindruck, wenn dieser Budenkram alter Sitte gemäß noch mit feierlichem Glockengeläute vom Thurme herab eingeleitet und geschlossen wird. Unter den Meßvergnügungen herrschte vor zwei Menschenaltern noch die „Mordgeschichte" vor. Auch gab es Puppentheater, in welchem fast lebensgroße Puppen Charakterstücke aufführten; z. B. „Doktor Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt", welche letztere schließlich unter einem Feuerregen vor sich ging. Heute scheinen diese drastischen Reizmittel des Volksvergnügens fast ausgestorben zu sein. Noch mehr zu bedauern ist, daß auch das kleine, auf den Straßen umhergetragene Puppenspiel, welches früher in jeder Messe erschien und in welchem die auf den drei ersten Fingern

Digitized by Google

der Hand sich bewegenden Puppen durch ihre grotesken Manieren Jung und Alt ergötzten, seit langen Jahren nicht mehr sich gezeigt hat, während es anderwärts (z. B. auf der Leipziger Messe) noch sich einfindet. In demselben spielte „Kasperle" mit seinen Radomontaden die Hauptrolle. Er prügelte seine Frau, schlug einen Juden tot, verhöhnte den Polizeidiener, und wurde schließlich zur Strafe seiner Sünden vom Teufel geholt.

Wir müssen noch von den Spielen der damaligen Zeit reden, zunächst von den Spielen der Erwachsenen. Von Kartenspielen war für Männer Whist, für Frauen Boston das gewöhnliche. Lhombre wurde seltener gespielt. Skat, welches jetzt die Herrschaft erlangt hat, kannte man damals nur in Studentenkreisen und es galt für ein „Bierspiel". In größeren Gesellschaften spielte man häufig ein Kartenspiel, welches „Rabouse" genannt wurde, wobei das Hauptvergnügen in den vorkommenden Versehen der Spieler bestand. Natürlich waren auch noch manche andre Kartenspiele gebräuchlich. Die übrigen geselligen Spiele, welche bei Gesellschaften im Zimmer, bei Landpartien im Freien gespielt wurden, waren ziemlich die nämlichen wie jetzt. Nur waren „geistreiche Spiele" damals weniger in Übung. Eine Veränderung hat auch das Billardspiel erfahren. Früher hatte man weit größere Billards, an deren Rand sich sechs Löcher befanden. Die Kunst des Spieles bestand darin, die Bälle in diese Löcher zu spielen. Neben dem Billard stand ein dienender Geist, welcher die gemachten Bälle wieder aufsetzte und nach jedem Stoß den Stand des Spieles laut ausrief, wovon er den Namen „Marqueur" führte. Heute sieht man nur noch kleinere Billards

Digitized by Google

ohne Löcher, und die Kunst des Spieles besteht nur noch in der Carambolage. Auch der Marqueur ist verschwunden, und die Spielenden notiren selbst den Stand des Spieles mittels einer Zählmaschine.

Bei den Kinderspielen begegnet uns vor allem ein merkwürdiger konservativer Zug. Dieselben knüpfen sich nämlich an die Jahreszeit. Bei einzelnen Spielen liegt das in der Natur der Sache. So z. B. kann man nur im Herbste, wegen des alsdann ständig wehenden Windes, den Drachen steigen lassen. Aber ganz abgesehen hiervon hatten bereits vor zwei Menschenaltern gewisse Spiele ihre bestimmte Zeitordnung. Ballschlagen*) und „Knipsen" (das Spiel mit Wackeln und Schossern) geschah im Frühjahr; „Tullern" (das Schlagen des Kreisels) geschah im Herbst. Das war ständige Sitte. Andre Spiele verteilten sich auf das ganze Jahr. Diese Ordnung der Dinge besteht noch heute. In den Einzelheiten der Spiele hat sich manches verändert. Es würde aber zu weit führen, wollten wir hier darauf eingehen. Ebenso müssen wir darauf verzichten, die Fortschritte zu beschreiben, welche unsere Kinder-Spielsachen gemacht haben. Wo hätte man wohl früher so wunderschöne Puppen gehabt, wie sie jetzt unsere kleinen Mädchen stolz einhertragen?

Auch auf dem Gebiete des Tanzes hat eine Wandlung sich vollzogen. Vor sechzig Jahren tanzte man nur Walzer und Hopswalzer, außerdem Eccosaisen und Quadrillen. Bald darauf kam die Gallopade in Übung, wogegen der Hopswalzer

*) Den Ball fertigten wir Jungen uns selbst an. Er wurde von alter Wolle, die wir von der Mutter erbaten, gewickelt und dann mit Fäden bunter Wolle umnäht, was wir sehr gut verstanden.

Digitized by Google

verschwand. Dann erschien der Ländler. Erst weit später kamen Mazurka, Polka, Schottisch und wie die Tänze alle heißen, an denen man sich heute ergötzt. Und wie einfach waren damals noch die Bälle! Man wußte nichts von einem eleganten Souper, das damit verbunden sein müsse. Beim Cotillon wurden wohl mitunter kleine Sträußchen oder Bändchen verteilt. Aber niemand dachte an Cotillons-Orden und ähnliche kostbare Spielereien.

Die erwachsenere Jugend pflegte vor zwei Menschenaltern noch eine Sitte, die inzwischen auch abgekommen ist. Es war das Halten von Stammbüchern. Das Stammbuch war ein Buch mit unbeschriebenen, meistens nur lose eingelegten Blättern („Album"). In dasselbe ließ man von Freunden oder von hochgeschätzten Personen, mit denen man persönlich in Berührung kam, sich einen Sinnspruch zur Erinnerung schreiben. Die Sitte der Stammbücher reicht weit in die Vergangenheit zurück; und die aus früheren Jahrhunderten aufbewahrten sind eine nicht unbedeutende Quelle für manche Zweige der Geschichte. Auch im „Faust" läßt sich der Schüler von dem vermeintlichen Herrn Professor etwas in das Stammbuch schreiben. Diese Sitte war nun bis vor nicht langer Zeit noch in voller Übung. Gymnasiasten, Studenten u. s. w. verfehlten nicht, Stammbuchblätter auszutauschen. Man schrieb einen beliebten Vers, wenn man nicht vielleicht etwas Eigenes produziren konnte. Musiker schrieben ein kurzes Musikstück, z. B. einen Canon, auf. Heute ist diese Sitte verschwunden oder wenigstens im Verschwinden begriffen. Unzweifelhaft ist sie abgelöst durch den Austausch von Photographieen, denen wohl auch die eigenhändige Namensunterschrift zugefügt wird.

Digitized by Google

Diese Nachfolge erweist sich auch noch in dem Namen, womit wir die Sammlungen solcher Photographieen belegen. Wir nennen eine solche ein Photographie-Album. Auch für dieses Produkt der Neuzeit hat der moderne Luxus die elegantesten Formen ersonnen, deren sich das alte Stammbuch nicht in gleichem Maße zu erfreuen hatte.

Digitized by Google

Die Sprache.

Die mehr dem geistigen Gebiete angehörigen Eigentümlichkeiten der Vergangenheit bieten in ihrer Vergleichung mit der Gegenwart noch größere Schwierigkeiten dar, als die mehr den materiellen Lebensgebieten angehörend. Gleichwohl soll deren Besprechung hier versucht werden. Wir wählen zuerst die Sprache.

Es ist bekannt, daß die Sprache der Völker nicht unwandelbar stehen bleibt, daß sie vielmehr — dem Gletscher gleich, welcher trotz scheinbarer Ruhe stets weiterrückt — einem fortwährenden Umbildungsprozesse unterliegt, der aus der Tiefe des Volksgeistes sich entwickelt. Ein Zeitraum von zwei Menschenaltern ist für diesen Umbildungsprozeß ein verhältnismäßig kurzer, gleichwohl nicht ohne Bedeutung. Einem Sprachforscher würde sicherlich die Verschiedenheit der Sprache von heute und der der 1820er Jahre Stoff zu einer weitumfassenden Vergleichung abgeben können. Hier soll nur einiges, was dahin einschlägt, zusammengestellt werden.

Eigentlich besitzen wir (und wohl alle Kulturvölker) eine doppelte Sprache; die Sprache, die wir sprechen, und die Sprache, die wir schreiben. Unsere Schriftsprache ist das Gemeinhoch-

Digitized by Google

deutsche. Sie ist aber nicht allein verschieden von den besonders ausgebildeten Dialekten des Niederdeutschen und des Oberdeutschen; sie wird auch da, wo das Volk hochdeutsch spricht, nirgends in ihrer Reinheit gesprochen. Vielmehr ist die Volkssprache überall untermischt mit einer mehr oder minder großen Anzahl ihr eigentümlicher, meist nur provinzieller Wortbildungen, die in die Schriftsprache nicht aufgenommen sind oder dort eine andere Bildung erlangt haben. Dagegen sind auch manche Ausdrücke der Schriftsprache der Volkssprache dieser oder jener Gegend fremd und werden in niederen Kreisen vielleicht garnicht verstanden. Die Schriftsprache ist hiernach gleichsam ein Auszug aus den verschiedenen Volkssprachen, über welchen die Gebildeten der Nation stillschweigend sich geeinigt haben.

Eine Vergleichung der früheren mit der jetzigen Volkssprache, auch wenn man sie nur für den beschränkten Kreis eines einzelnen Idioms vornehmen will, bietet schon dadurch die größte Schwierigkeit, daß das eine Vergleichungsglied nur in der Erinnerung der noch lebenden Menschen haftet und deshalb auf sehr unsicherer Grundlage beruht. Zu einer vollständigen Darstellung der Vergangenheit würde wohl niemand imstande sein. Man wird sich an einzelne Züge halten müssen.

Zunächst war vor zwei Menschenaltern der Einfluß des Französischen auf unsere Volkssprache noch weit bemerkbarer als jetzt, mochte derselbe nun aus der französirenden Richtung des vorigen Jahrhunderts übrig geblieben oder durch die französische Herrschaft dieses Jahrhunderts wieder aufgelebt sein. Es war ganz üblich, namentlich in geringeren

Digitized by Google

Ständen, statt „Gutentag“ „Bonſchur“ zu ſagen. Heute iſt dieſer Ankunftsgruß verſchwunden; wogegen der Abſchiedsgruß „Adieu“ (den unſere Sprache ſchon früh, aber ohne durchgreifenden Erfolg, in das deutſche „Ade“ umzuwandeln verſucht hat) noch heute gebraucht wird und namentlich dadurch ſich erhält, daß wir einen gleich einfachen deutſchen Abſchiedsgruß nicht beſitzen. Auch andere dem franzöſiſchen entnommene Ausdrucksweiſen hörte man früher noch öfter. So die Redeweiſe: „Es wurde mir ganz blimmerant (bleu mourant) vor den Augen“. Man ſprach kaum anders als von einer „Bouteille“ Wein. Manche brauchten noch in ihrer deutſchen Rede die Worte „peu-a-peu“, „partout“, „doucement“ u. ſ. w. Die Ausdrücke „Pardon“ und „Merci“ waren noch weit verbreitet. Ältere Herren ſprachen auch noch von der „Bataille“ von Jena oder Auſterlitz. Auch einige Vornamen genoſſen den Vorzug franzöſiſcher Ausſprache, und man konnte in Kaſſeler Bürgerhäuſern öfters noch „Schorſche“ oder „Schang“ (George, Jean) rufen hören. Dieſe und noch manche andere franzöſiſche Worte ſind verſchwunden oder doch im Schwinden begriffen. Auf einigen Gebieten hat ſich freilich die franzöſiſche Sprache ihre Herrſchaft bewahrt. Am beharrlichſten darin ſind die Köche mit ihrem Menu.

Aber auch deutſche Provinzialismen, in welchen ſich ältere deutſche Sprachformen erhalten hatten, ſind mehr und mehr zurückgetreten. Man vernimmt z. B. jetzt weit ſeltener Ausdrücke wie: jetzo, jetzunder, alleweile, alsemal u. ſ. w. Das Schickſal ſolcher Worte verläuft in der Art, daß ſie zunächſt in den höheren Ständen durch die Schriftſprache, deren ſich jetzt jeder Gebildete befleißigt, verdrängt werden, dann aber

Digitized by Google

auch in den niederen Ständen der Städte absterben; während sie unter der Landbevölkerung meist mit großer Zähigkeit noch lange fortleben. Wesentlich befördert wird das Aussterben der Provinzialismen durch die starke Mischung der Bevölkerung, welche teils aus den erleichterten Verkehrsmitteln, teils aus den politischen Umgestaltungen hervorgegangen ist. Andererseits werden jetzt manche Ausdrucksweisen, namentlich solche von scherzhafter Natur, von einzelnen Zentren aus in die Volkssprache hineingetragen, wo sie mit großer Schnelligkeit sich weiter verbreiten. Das Mittel der Verbreitung sind teils die überall gelesenen Parlamentsreden, teils auch der „Kladderadatsch". So z. B. der (aus Fritz Reuters Schriften stammende) Ausdruck: „Er ist ihm (in der und der Sache) über". Ferner der Berliner Ausdruck: „Er ist hereingefallen." Solche Redeweisen gehen dann leicht als scherzhafte Wendungen auch in die Schriftsprache über.

Die erkennbarste Umwandlung in unserer Volkssprache innerhalb der beiden letzten Menschenalter hat in den Anreden der Personen stattgefunden. Auch diese wurden früher weit mehr als jetzt von dem Französischen beherrscht. Zwar redete man erwachsene Männer, soweit man sie einer Titulatur würdigte, durchweg mit „Herr" an. Nur bei Handwerkern brauchte man wohl die etwas vertraulichere Anrede „Meister"; eine Benennung, welche heute wieder in ganz andrer Weise auf dem Gebiete des Wagner-Kultus aufgetaucht ist.*) Junge Menschen aber im Alter von 14 bis 16 Jahren hießen da-

*) In der Villa „Wahnfried" wurde der Eigentümer nicht „Herr Wagner" sondern nur noch „der Meister" genannt. „Ist der Meister zu Haus?" fragten die sich anmeldenden Gäste.

Digitized by Google

mals „Musjö". Erwägt man, daß der Ausdruck Monsieur ebenso wie alle die verwandten Titulaturen: Monseigneur, Sir, Signore, Señor u. s. w., dem lateinischen senior (der Ältere) entstammt, so erscheint es als eine der wunderlichsten Sprachwandlungen, daß in Deutschland die Anrede „Monsieur" als Ehrenbenennung auf der jüngsten Klasse von Männern haften geblieben war. Heute hört man das Wort „Musjö" nur noch selten. Es wird dann in der Regel in verächtlichem Sinne gebraucht. (Z. B. „Ein schöner Musjö!") Mehr noch als bei den Männern herrschte das Französische in der Anrede der Frauen. Ein Mädchen geringeren Standes wurde allerdings mit dem deutschen Wort „Jungfer" angeredet. Ein Mädchen höheren Standes dagegen hieß „Mamsell". Nur im Kirchenstile wurde sie „Jungfrau" genannt. Die Anrede „Fräulein" gebürte allein den Töchtern adliger Familien. Eine Frau wurde nur dann „Frau" angeredet, wenn man dieser Anrede den Titel ihres Mannes zufügen konnte. Besaß dieser aber keinen Titel, so hieß sie „Madam". Jedoch war auch hier der Adel bevorzugt. Adelige Frauen nahmen die Anrede „gnädige Frau" in Anspruch. Im Laufe der folgenden Jahrzehnte haben sich nun folgende Wandlungen begeben. Die Anrede „Mamsell" und auch „Jungfer" schwand mehr und mehr und machte der Anrede „Fräulein" Platz. Anfangs nannte man, als die erwachsenen Damen schon „Fräulein" hießen, die halbwüchsigen Mädchen noch „Mamsellchen." Aber auch dies ist verschwunden. Ein Mädchen von zwölf Jahren heißt jetzt „kleines Fräulein". An die Stelle von „Madam" trat „Frau", auch ohne Titel, jedoch stets mit hinzugefügtem Namen des Mannes. Am längsten hielten (in Kassel) die

Digitized by Google

französischen Benennungen auf dem Theaterzettel Stand, wo noch die Damen mit der Bezeichnung „Demoiselle" und „Madam" figurirten, als schon alle Welt sie anders nannte. Heutzutage erhalten auch unsere Dienstmädchen Briefe mit der Adresse „Fräulein". Die Bezeichnung „Jungfer" ist auf der Kammerjungfer, die Bezeichnung „Mamsell" auf der Probirmamsell hängen geblieben. „Madam" wird im Volksmunde da gebraucht, wo man weder Titel noch Namen weiß. So hört man z. B. auf dem Markt: „Kaufen Sie etwas, Madam!" Aus derselben Verlegenheit ist wohl auch der neueste Fortschritt auf diesem Gebiete hervorgegangen. In den geselligen Kreisen Berlins ist man öfters in der Lage, mit Damen zu reden, deren Titel und Namen man nicht genau weiß. Wie soll man sie also anreden? Da hat man kurzweg zu der Anrede „gnädige Frau" gegriffen. Sie deckt alles. Sie hat auch den Vorzug, daß man nicht an der oft so schwerfälligen Standestitulatur stolpert. Und weil es so bequem ist, sagt man nun auch da, wo man den Titel weiß, kurzweg „Gnädige Frau!" Von Berlin aus hat diese Sitte sich weiter verbreitet und ist wohl jetzt schon in ganz Deutschland heimisch geworden.*) Augenscheinlich ist bei diesem ganzen Sprachfortschritt der Adel schlecht weggekommen, gewissermaßen seines Besitzes enteignet. Indessen sind wir doch noch nicht so weit wie die Österreicher, die stets mit „Euer Gnaden" um sich werfen, und wie die Italiener, welche jeden anständig gekleideten

*) Zur Verbreitung solcher Berliner Sitten (zu denen auch das Trinkgeldgeben an die Dienerschaft des Gastgebers gehört) trägt ohne Zweifel der deutsche Reichstag wesentlich bei. Die Reichstagsboten lernen diese Sitten in Berlin kennen und übertragen sie dann in ihre Heimat.

Digitized by Google

Menſchen mit „Eccellenza“ anzureden geneigt ſind. Auch ſchon in Bayern pflegt man jeden im Zweifel „Herr von ...“ zu tituliren.

Im vorigen Jahrhundert war es bekanntlich üblich, den Namen des Mannes, wenn man ihn der Frau beilegte, durch ein angehängtes „in“ ins Weibliche umzuwandeln. So z. B. heißt die bekannte Dichterin „die Karſchin“. Später wurde an der Stelle des Namens der Titel des Mannes durch ein angehängtes „in“ weiblich umgewandelt und ſo der Frau beigelegt (z. B. „die Frau Geheimerätin“). Die beſſere Sprache verwirft heute beide Anhängſel und läßt ſich mit der dem unveränderten Titel und Namen des Mannes vorgeſetzten Bezeichnung „Frau“ genügen. Die Umwandlung des Titels mit „in“ iſt aber auch jetzt noch vielfach üblich; wozu ohne Zweifel beiträgt, daß dieſe Umwandlung bei appellativiſchen Bezeichnungen des weiblichen Geſchlechtes allgemein als berechtigt anerkannt wird. (Wir ſagen z. B. die Näherin, die Tänzerin, die Löwin u. ſ. w.) Aber auch die Umwandlung des Namens des Mannes hat ſich im Volksmunde vielfach erhalten; ſie fällt uns nur nicht mehr auf, weil das „in“ ſich in „en“ abgeſchliffen hat. (Statt „Frau Müller“, „Frau Wolf“ ſagt man: „die Müllern“, die „Wolfen“). Dieſe Redeweiſe war vor zwei Menſchenaltern noch ſehr üblich. Jetzt darf ſie wohl als im Verſchwinden begriffen erachtet werden.

Als pronominelle Anrede für die gegenüberſtehende Perſon kannte die alte Welt nur das Wort „Du“ mit der entſprechenden Wandlung des Zeitworts in die zweite Perſon des Singulars. Die fortgeſchrittene Höflichkeit hat in den neueren Sprachen verſchiedne Anreden aufgebracht. Das Wort „Du“ iſt nur noch

Digitized by Google

für die vertrauliche Anrede geblieben. Für die minder vertrauliche Anrede gebraucht die französische und englische Sprache die zweite Person des Plurals. Auch in Deutschland war diese Anrede mit „Ihr" die allgemein übliche. Sie ist auch heute noch die vorherrschende bei unsern Bauern, und wurde vor zwei Menschenaltern auch noch viel in der Stadt gebraucht. Zu einem Bauer, der vom Lande herein kam, oder zu einem geringern Handwerker konnte man unbedenklich sagen: „Ihr seid ꝛc". Daneben waren aber auch die der dritten Person, und zwar sowohl des Singulars als des Plurals, entnommenen Formen der Anrede in Übung, sodaß man also im Deutschen gleichzeitig vier Formen der Anrede hatte. „Er" wurde ein solcher genannt, den man noch nicht einmal des „Ihr" würdigte. Namentlich sagte man zu Dienstboten meist „Er ist ꝛc". („Sie ist ꝛc"). Auch Fürsten titulirten im vergangnen Jahrhundert ihre Untergebenen, selbst höher gestellte, vielfach mit „Er". Die Anrede „Sie" (im Plural) wurde dagegen allgemein denen gegenüber gebraucht, welchen man volle Ehre erweisen wollte. Im Laufe der letzten Menschenalter sind nun die Formen „Ihr" und „Er" mehr und mehr geschwunden und nur „Du" und „Sie" üblich geblieben. Steht man mit jemandem nicht auf so vertrautem Fuße, daß man ihn „duzen" kann, so verlangt er mit „Sie" angeredet zu werden.*) So wenigstens

*) In diesen Übergangsprozeß fällt folgender Vorgang, bei welchem das „Er" eine Rolle spielte. Ein Richter, welcher einer Partei einen sehr bedenklichen Eid abnehmen sollte, mahnte sie, von dem Eide abzustehen und warnte sie vor den Strafen des Himmels. „Mancher", sagte er, „glaubt wohl, noch weit davon entfernt zu sein; und er weiß doch nicht einmal, ob er gesund wieder nach Hause kommt." „Wenn Sie meinen, daß ich nicht gesund wieder nach Hause komme", sagte der Angeredete, „dann will ich den Eid nicht

Digitized by Google

in der Stadt. Eigentümlich aber ist, daß diese Respektsanrede früher eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, als sie jetzt besitzt. So nannten die meisten, deren Erziehung in den Anfang dieses Jahrhunderts fiel, ihre Eltern noch „Sie", was heute ganz außer Übung gekommen ist.

Bei unsern Bauern ist die Anrede „Du" weit verbreiteter als in der Stadt, was teilweise seinen natürlichen Grund darin hat, daß die Bewohner eines Dorfes sich untereinander weit näher stehen. Mit „Du" und mit dem bloßen Vornamen wird unter andern auch der Dorfjude angeredet, während dieser den Bauer „Ihr" oder „Sie" nennen muß. Das „Sie" hat der Bauer nur für besondre Respektspersonen; für den Pfarrer den Bürgermeister, auch für die Leute in der Stadt. Untereinander nennen sich die Bauern, sofern sie nicht „Du" sagen, „Ihr" (hessisch „Dö", mit der zweiten Person des Plurals). So nennen auch noch die Kinder ihre Eltern; öfters auch die jüngere (zweite) Frau ihren älteren Mann.

Eigentümlich ist auch, daß manche Benennungen von Personen in ihrer Geltung entartet sind. Früher konnte man unbedenklich jemanden einen „Schulmeister" oder einen „Advokaten" nennen. Beide Bezeichnungen haben etwas Gehässiges angenommen. Man muß, will man nicht anstoßen, Schullehrer und Anwalt sagen. Auch das Wort „Schullehrer" ist nicht mehr ganz beliebt; unsre Schulmonarchen nennen sich meist nur noch „Lehrer". Die Diener in unsern Gasthöfen

schwören. Aber Sie haben mich eben »Er« genannt; das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen." In seiner Gewissensangst hatte der gute Mann das „er" als „Er" verstanden. Darin hatte er freilich sich geirrt. Aber der Eid blieb ungeschworen.

Digitized by Google

wurden früher „Markör“ genannt; heute heißen sie „Kellner“, unter welchen namentlich der Oberkellner in seiner Würde strahlt. Überhaupt heftet sich das Wörtchen „Ober“, auch außerhalb des öffentlichen Dienstes, wo es ja eine große Rolle spielt, jetzt gern an Titulaturen jeder Art an (z. B. „Obergärtner“). Zu den entarteten Worten gehört ferner das Wort „Schuster“. Wir bewegen uns zwar noch „auf Schusters Rappen“; aber unsre Stiefel verfertigt der „Schuhmacher“. Auch unsre Schneider nennen sich gern „Kleidermacher“. Das gute deutsche Wort „Bauer“ scheint einem ähnlichen Schicksal zu verfallen. Manche unsrer Bauern nennen sich jetzt schon „Landwirte“ oder „Gutsbesitzer“. Zum Unterschied davon nennt sich dann der frühere Gutsbesitzer jetzt wo möglich „Rittergutsbesitzer“; der frühere Pächter (sonst „Herr Konduktor“ genannt) womöglich „Domänenpächter“. Eine „Dienstmagd“ will heute niemand mehr sein. Unsre Küchendamen nennen sich „Köchin“, „Wirtschafterin“, „Hausmädchen“ u. s. w. Natürlich steigern sich mit dem Titel auch die Ansprüche, die jeder an das Leben macht.

Unsre heutige Schriftsprache ist die Schöpfung der großen Geister des vorigen Jahrhunderts. Dieselbe war jedoch vor zwei Menschenaltern noch nicht soweit vorgedrungen, daß nicht Spuren der ältern Sprache übrig geblieben wären. Vorzugsweise der Kanzleistil der Behörden hielt noch vielfach an altfränkischen Ausdrucksweisen fest. „Alldieweil“, „sintemalen“, „anhero“, „nunmehro“ u. s. w. wurden noch öfters geschrieben. Aus dem Lateinischen stammende Wörter wurden, wenn sie auch nicht mehr, wie früher, mit lateinischer Schrift geschrieben wurden, doch noch meist lateinisch deklinirt. Man erstattete

Digitized by Google

„einem hohen Ministerio unterthänigsten Bericht über die Verfügung des Consistorii“. Diese Art des Kanzleistils ist mehr und mehr geschwunden. Gegen die nutzlose Einmengung lateinischer Brocken in die Erlasse unsrer Behörden, namentlich der Gerichte, kämpft aber auch heute noch der gesunde Sinn vielfach vergebens. Aber auch vom Standpunkt unsrer klassischen Literatur aus bemessen, hat unsre Schriftsprache im Laufe der zwei letzten Menschenalter nicht stillgestanden, sondern ist unmerklich weitergeschritten. Worin der Unterschied unsrer Ausdrucksweise zwischen früher und jetzt liegt, welche leise Verschiebungen in der Bedeutung einzelner Wörter sich vollzogen haben, wann zuerst diese oder jene neue Redeform aufgekommen, ist äußerst schwer festzustellen. So ist z. B. das Wort „Krawall“ im Jahre 1830 entstanden. Die Redeweise „Rechnung tragen“ ist zuerst im Jahre 1848 gebraucht worden. Daß man heute nicht mehr „Beleidsbezeigungen sich verbittet“, ist schon oben erwähnt. Das Wort „Strike“ ist mit der Sache, die es bezeichnet, erst seit etwa zwanzig Jahren in Deutschland heimisch geworden. Ebenso war das jetzt allgemein bekannte Wort „Streber“ vor 1867 in den meisten deutschen Ländern noch unbekannt.

Eine ähnliche Entartung, wie nach dem Vorbemerkten manche Benennungen von Personen, haben auch manche andre Wörter unsrer Sprache im Laufe des letzten halben Jahrhunderts erfahren. Ein vor zwei Menschenaltern vielgebrauchtes Lesebuch für Schulkinder führte noch den Titel: „Lehren der Weisheit und Tugend“. Wer spricht heute noch von Weisheit und Tugend? Wenn man davon redet, so hat es in der Regel einen scherzhaften oder ironischen Beigeschmack. Und

Digitized by Google

wenn sich heute wieder ein „Tugendbund" bildete, so könnte man darauf schwören, daß das Wort nicht ernstlich gemeint sei. In einem gewissen Zusammenhange damit steht es, daß man überhaupt in dem Ausdruck seiner Empfindungen weit zurückhaltender geworden ist. Ohne Zweifel gab es schon vor sechzig Jahren viele, die mit der Sentimentalität des vorigen Jahrhunderts gebrochen hatten. Es gab aber auch andre, welche noch für Jean Paul oder Tiedge schwärmten. Kein Wunder, daß in ihrer Schreibweise die Schriften dieser Männer nachklangen. Es erhellt dies schon aus der oben angeführten Stilisirung der Todesanzeigen Man erkennt es auch öfters, wenn man Briefe aus jener Zeit liest. Die Anrede darin lautete wohl: „Teuerster, innigst geliebter Freund!" Man sprach von Gefühlen der überschwänglich bewegten Brust, man erzählte, wie man Thränen heiliger Rührung vergossen; man redete von Sehnsucht, Wehmut, Ahnungen, von wonnigem Wehe und ähnlichen Dingen, die man heute, auch wenn man sie fühlt, doch lieber verschweigt oder wenigstens nicht so überschwänglich ausdrückt.

Täusche ich mich nicht, so ist auch die Art des Baues und der Verbindung der Sätze nicht mehr ganz so wie früher. Man schreibt freier, natürlicher, und sucht mehr der Volkssprache sich anzuschließen. Wenn ich mir z. B. denke, daß ich als Quartaner einen Satz — so wie es hier schon öfters geschehen — mit „Und" oder mit „Oder" begonnen hätte, so würde mir mein Lehrer sicherlich einen Schnitzer an den Rand gemalt haben.

Die veränderten Anschauungen über das, was auf dem Gebiete der Orthographie Rechtens sei, haben jüngst in den

Digitized by Google

amtlichen Feſtſtellungen über dieſen Gegenſtand ihren Ausdruck gefunden. Vielleicht werden dieſe Feſtſtellungen auch das Gute haben, daß ſie dem Übereifer derjenigen Einhalt thun, welche, ihrer Zeit vorauseilend, bereits „Torfart“ und „Fi“ ſchrieben und verlangten, daß man dieſe Worte als „Thorfahrt“ und „Vieh“ leſen ſollte.

Digitized by Google

Die Schule. Der Buchhandel.

Wir glauben Schule und Buchhandel in einen Abschnitt zusammenfassen zu dürfen, weil beide den größten Einfluß auf die gesamte geistige Bildung des Volkes haben.

Über den Wert der Schulen, wie sie vor zwei Menschenaltern bestanden, zu urteilen, ist ja im allgemeinen sehr schwer. Ohne Zweifel gab es auch damals schon, wie heute, gute und schlechte Lehrer; Lehrer, welche ihre Schüler für das praktische Leben zu bilden suchten, und solche, welche ihnen den Kopf mit nutzlosem Gedächtniskram füllten. Jedenfalls hat die Schule der damaligen Zeit die Thatsache für sich, daß aus ihr die große Anzahl derjenigen Männer hervorgegangen ist, welche aus Deutschland das, was es jetzt ist, gemacht haben. Die Gegensätze der damaligen Schule in Vergleich mit der jetzigen wollen wir hier kurz zusammenstellen. Für das Lesenlernen kannte man noch nicht die Lautirmethode. Wir älteren haben noch mit den Buchstaben bee, cee, dee, ef, gee u. s. w. uns geplagt. Aber Lesen haben wir doch gelernt. Beim Schreiben mußte sich die Jugend stets damit quälen, daß die Feder (d. h. die Gänsefeder) „nicht schrieb". Eine Hauptaufgabe des Schreiblehrers bestand deshalb im Federschneiden. Zu

Digitized by Google

Anfang der Schreibstunde umstanden sämtliche Schüler den Lehrer und streckten ihre Federn zum Schneiden ihm entgegen. Volksschulen bestanden in dem nämlichen Umfange wie jetzt. Aber es dürften die Gegenstände des Unterrichts beschränkter gewesen sein. Man besitzt heute weit besser zusammengestellte Lesebücher; während die Lesebücher der damaligen Zeit vielfach Geschmackloses und Unnützes enthielten. Andererseits aber fehlte auch damals gänzlich die frömmelnde Richtung, welche in den späteren Jahrzehnten der Volksschule sich bemächtigt hat und in dem Auswendiglernen überzahlreicher Kirchenlieder und dem Einpauken altbiblischer Geschichten den Hauptbildungsstoff für die Jugend finden zu müssen glaubte. Für den höheren Unterricht der Knaben bestanden die Bürgerschulen und Gymnasien. Dagegen fehlten die Real- und Gewerbeschulen. Wurde doch in der preußischen Hauptstadt gerade vor sechzig Jahren (1824) zuerst eine Gewerbschule errichtet. Im allgemeinen fühlte man noch kein Bedürfnis für solche. Die Industrie in ihrem damaligen Stande konnte der technischen Wissenschaften entbehren. Damit hing auch zusammen, daß auf den Gymnasien die naturwissenschaftlichen Fächer und selbst die Mathematik meist nur dürftig behandelt wurden. Von modernen Sprachen stand selbstverständlich die französische allen übrigen voran und wurde in allen höheren Schulen, wenn auch oft recht schlecht, gelehrt. Was die sonst etwa im Interesse der allgemeinen Bildung zu erlernenden Sprachen betrifft, so machte damals das Italienische dem Englischen noch den Rang streitig. Italien stand als altes Kulturland und als Heimatstätte der Künste damals noch in weit höherem Ansehen, wogegen man die weltumfassende Bedeutung Eng-

Digitized by Google

lands weniger erkannte; wie sie denn in der That auch vor Entwickelung der Dampfschifffahrt weniger vorhanden war. Heute ist die Bedeutung des Italienischen gegen die Weltsprache Englands ganz zurückgetreten. Turnunterricht war in den öffentlichen Schulen verpönt. Die bekannten politischen Vorgänge hatten dazu geführt. Nur privatim wurde das Turnen hie und da getrieben. Für Mädchen höherer Stände gab es überhaupt noch keine öffentlichen Schulen. Auf diesem Gebiete war alles den Privatanstalten überlassen. Diese mochten ja in mancher Beziehung unbefriedigend sein. Aber gänzlich fern lag jener Zeit die Überpfropfung der Mädchen mit allen möglichen Wissenschaften, welche heute in unsern „Töchterschulen" gang und gäbe ist und welche dahin führt, unsere Mädchen ihrem wahren Lebensberufe zu entfremden.

Der deutsche Buchhandel hatte vor zwei Menschenaltern bei weitem nicht die Bedeutung, die ihm heute zukommt. Nach allen Seiten hin fehlten ihm die Mittel, die ihm jetzt zu Gebote stehen.

Das Papier, auf welches man druckte, war meist eine Art Löschpapier, auf welchem, wenn es nicht „planirt" wurde, Tintenschrift ausfloß. Die zuerst im Jahre 1822 in Deutschland bekannt gewordene Schnellpresse war noch wenig verbreitet. Auch die Typen hatten nicht die Schönheit der jetzt üblichen. Jedoch entstanden schon um die damalige Zeit die sehr korrekt und gut gedruckten Stereotyp-Ausgaben von Tauchnitz. Nur kleine Schriften pflegte man damals in Broschürenform erscheinen zu lassen. Stärkere Bücher wurden nicht broschirt. Vielgebrauchte Bücher (z. B. Schulbücher) bekam man

Digitized by Google

wohl schon gebunden im Laden. In der Regel aber erhielt man, wenn man ein Buch bestellte, einen Pack ungefalteter Druckbogen gesandt, welchen man zum Buchbinder brachte, der das Buch einband. Auch die Einbände waren bei weitem nicht so geschmackvoll, wie man sie jetzt liefert. Natürlich konnten solche nicht broschirte Bücher auch nicht „zur Einsicht" zugeschickt werden. Einsichtssendungen waren daher wenig üblich. Ebensowenig die Umhersendung splendid gedruckter Kataloge. Auch gab es noch keinen Kolportagehandel. Man kannte auch noch nicht den buchhändlerischen Betrieb der heutigen „Schleuderer", wenngleich schon damals die Buchhändler unter Umständen „Rabatt" bewilligten. Dagegen wurden weit mehr als jetzt neu erschienene Bücher durch die Zeitung bekannt gemacht, öfters mit einer anpreisenden kurzen Inhaltsangabe. Außerdem konnte man sich über den Inhalt neuer Bücher aus den auch damals schon ausgegebenen Literaturblättern unterrichten.

Die Zahl der erscheinenden Bücher war bei weitem nicht der jetzigen gleich. Es fanden noch nicht so viele in sich den Beruf, als Schriftsteller aufzutreten. Im Jahre 1822 zählte zum erstenmale der Leipziger Bücher-Katalog über 4000 in Deutschland erschienene Werke. Im Jahre 1827 überstiegen dieselben zuerst die Zahl 5000.

Bei der Dürftigkeit der Menschen war Bücherkaufen damals noch weniger als jetzt allgemeine Sitte. Der größte Teil der Lesenden, auch der aus den gebildeten Ständen, schöpfte seine geistige Nahrung aus den Leihbibliotheken. Daß in diesen auch schon eine Schundliteratur vertreten war, erkennen wir, wenn wir in den Katalogen die Romantitel lesen: „Rinaldo Rinadini", „Arango, der edle Räuberhauptmann", „Veronica,

Digitized by Google

die Nonne mit dem Blutschleier" u. s. w. In den geringeren Ständen wurde aber überhaupt weit weniger gelesen als jetzt. Andrerseits lastete auf dem Buchhandel die ständige Gefahr des Nachdrucks, welche ihn seiner besten Früchte zu berauben drohte. Die württembergische Stadt Reutlingen war vorzugsweise als ein Nachdrucksnest bekannt. Nur Privilegien der Staatsregierungen konnten dagegen schützen. Goethe erhielt ausnahmsweise „wegen seiner ausgezeichneten Verdienste um die deutsche Literatur" bei der neuen Ausgabe seiner Werke im Jahre 1825 vom deutschen Bundestage ein Privilegium gegen Nachdruck für das ganze Bundesgebiet bewilligt. Als der Buchhändler Brockhaus um jene Zeit die ersten Ausgaben seines sehr verdienstvollen Konversationslexikons erscheinen ließ, suchte er Schutz dadurch zu gewinnen, daß er auf das Titelblatt den Vers von Calderon setzte:

Wie es der Verfasser schrieb,
Nicht wie es der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

Natürlich übte dieser Nachdrucksunfug seine Wirkung nicht allein auf die Buchhändler, sondern auch auf die Schriftsteller. Wie mochte ein Buchhändler sich entschließen, für ein gutes Werk ein ansehnliches Honorar zu zahlen, wenn der literarische Diebstahl jenes sofort ihm unter der Hand wegziehen konnte?

Diese Zustände haben glücklicherweise ein Ende erreicht. Die Fähigkeit, in lesbarer Form seine Gedanken auszudrücken, hat sich im Laufe der letzten beiden Menschenalter auf viel weitere Kreise verbreitet; wobei allerdings der Zweifel entsteht, ob die Erzeugung wirklich wertvoller Gedanken in gleichem

Digitized by Google

Maße zugenommen hat. Der Buchhandel hat alle erdenkbaren Mittel aufzufinden gewußt, um die Luſt der Menſchen zum Kauf von Literatur anzuregen. Aus dem allen iſt die jetzige literariſche Produktion hervorgegangen in einem Umfange, der wohl von einer Überproduktion reden läßt. Die Leipziger Kataloge weiſen für jedes der Jahre 1882 und 1883 nahe an 15000 neue deutſche Bücher auf. Vor ſechzig Jahren beſtanden in Kaſſel drei Buchhandlungen, von denen zwei zugleich Leihbibliotheken beſaßen. Heute giebt es daſelbſt ſechzehn Sortimentshandlungen mit ſieben Leihbibliotheken. Vor allem aber hat ſich die Tagesliteratur vermehrt, und das ſolide Buch tritt dagegen mehr und mehr in den Hintergrund.

Digitized by Google

Die Literatur.

Die geistige Bewegung nach Beendung der Freiheitskriege hat jüngst Heinrich von Treitschke mit folgenden begeisterten Worten geschildert: „Das Jahrzehnt nach Napoleons Sturz wurde für den ganzen Weltteil eine Blütezeit der Wissenschaften und Künste. Die Völker, die soeben noch mit den Waffen aufeinander geschlagen, tauschten in schönem Wetteifer die Früchte ihres geistigen Schaffens aus; nie zuvor war Europa dem Ideale einer freien Weltliteratur, von welcher Goethe träumte, so nahe gekommen. Und in diesem friedlichen Wettkampfe stand Deutschland allen voran.“ Treitschke belegt an späterer Stelle diesen Ausspruch durch Aufzählung der glänzenden Namen, welche um jene Zeit fast auf allen Gebieten der Wissenschaft bahnbrechend gewirkt haben; (Savigny, die Grimms, Boekh, Lachmann, Bopp, Diez, Ritter, Niebuhr, die Humboldts, Eichhorn, Kreuzer, Gottfried Hermann u. s. w.). Unbestreitbar ist gewiß das hohe Verdienst dieser Männer. Gleichwohl möchte ich nach den Eindrücken meiner Jugendjahre die Behauptung aufstellen, daß die Bedeutung derselben und dessen, was sie für die Wissenschaft geleistet, damals weit weniger erkannt wurde als jetzt. Im allgemeinen stand die Wissenschaft noch dem Leben ferner; sie schwebte gleichsam

Digitized by Google

in höheren Regionen und das gewöhnliche Leben floß unberührt von ihr hin.

Auf dem Gebiete der schönen Literatur war Schiller, trotz seines frühen Abscheidens, dem Herzen des Volkes teuer geblieben. Seine Gedichte lebten in aller Munde; seine Dramen waren auf der Bühne heimisch. Goethe war, obwohl ihm ein längeres Leben und Wirken beschieden war, weit weniger in das Volk gedrungen. Uhland war noch wenig bekannt. Auch war die Zeit nicht dazu angethan, die edle Einfachheit seiner Dichtungen zu würdigen. Vielfach lebten im Volksmunde noch Gedichte von früherer Zeit; so z. B. „Gott grüß' Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen", ebenso „Der Peter in der Fremde." Vorherrschend der Zeit angehörig war die romantische Schule. Von allen Schriftstellern derselben hat vielleicht Amadeus Hoffmann mit seinen phantastischen Novellen voll Geisterspuk die weitesten Leserkreise an sich gezogen. Ein andrer mit Recht beliebter Schriftsteller jener Zeit war Wilhelm Hauff. Von Ausländern war es vor allen Walter Scott, dessen Romane gelesen und bewundert wurden. Daneben machte sich aber auch eine weichliche und zum Teil frivole Schreiberei geltend, welche die große Masse des Publikums anzog. Als Hauptrepräsentant dieser Schreiber kann Clauren gelten, dessen Romane damals die gesuchtesten Bücher der Leihbibliotheken waren; bis die Verhöhnung, die sie durch Hauffs „Mann im Monde" und die daran geknüpfte „Kontroverspredigt über H. Clauren" erfuhren, ihnen den Garaus machten. Inmitten dieser meist seichten Literatur, deren Erzeugnisse jetzt spurlos verschwunden sind, machte das erste Erscheinen von Heines Reisebildern zu Ende der 1820er Jahre das größte Aufsehen.

Digitized by Google

Für das größere Publikum bestimmte öffentliche Vorlesungen, wie sie jetzt allerorten vielfach gehalten werden, waren damals noch selten und kamen namentlich in kleineren Städten wohl kaum vor. Jedoch finden wir, daß im Jahre 1827 A. von Humboldt für den Winter Vorlesungen über physikalische Erdbeschreibung in der Berliner Universität ankündigte, welche von mehr als 400 Zuhörern aus allen Ständen besucht wurden. Fast um die nämliche Zeit (1827 und 28) hielt Friedrich von Schlegel in Wien Vorlesungen über „Philosophie des Lebens" und „Philosophie der Geschichte". Die von ihm selbst unterzeichnete Ankündigung der letzteren Vorlesung ist so charakteristisch, daß ich mir nicht versagen kann, wenigstens deren Eingang hier mitzuteilen. Derselbe lautete:

Die mit Allerhöchster Bewilligung zu haltenden Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte werden jetzt ihren Anfang nehmen, und wird das hohe und geehrte Publikum hierdurch dazu eingeladen. Das Ganze von achtzehn (einstündigen) Vorlesungen enthält in einem durchaus klaren und darstellenden Vortrage die weitere Anwendung der in der Philosophie des Lebens aufgestellten Grundsätze und Wahrheiten auf den wirklichen Zustand und die gesamte historische Entwicklung der Menschheit.

In diesem Stil wurde mit Analysirung des Inhalts der Vorlesungen noch länger fortgefahren. So schrieb damals einer der angesehensten deutschen Literaten.

Auf dem Gebiete der Tagesliteratur gab es neben den (meist sehr unbedeutenden) politischen Blättern eine Menge belletristischer Zeitschriften. So die „Zeitung für die elegante Welt", die „Abendzeitung", „Der Gesellschafter", „Der Freimütige" ꝛc. Auch die mit dem „Frankfurter Journal" aus-

Digitized by Google

gegebene „Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüt und Publizität" verdankt ihre Entstehung und ihren geschmackvollen Titel jener Periode. Die bedeutendste Zeitschrift war das bei Cotta erscheinende „Morgenblatt" mit dem „Kunstblatt" und „Literaturblatt" als Beilagen; letzteres redigirt von Wolfgang Menzel, dem angesehensten Kritiker der damaligen Zeit. Witzblätter gab es noch garnicht. Als zuerst im Laufe der 1840er Jahre die „Fliegenden Blätter" erschienen, erregten sie das größte Aufsehen. Dagegen bestand eine reiche Literatur sentimentalen Inhalts in den zahlreichen „Taschenbüchern" und „Almanachen", welche zu jedem neuen Jahre in eleganter Form unter den schönsten Titeln ausgegeben wurden. Sie galten für vorzugsweise geeignet zu zarten Neujahrsgeschenken. Für das Jahr 1825 finden wir deren mehr als dreißig angekündigt: „Urania", „Minerva", „Penolope" (Th. Hell), „Orphea", „Cornelia", „Aurora", „Rheinblüten", „Veilchen", „Vergißmeinnicht" (Clauren), „Alpenrosen", „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet," u. s. w. Sie enthielten Zusammenstellungen von Gedichten, Erzählungen u. s. w. oft sehr wässerigen Inhalts. Dabei möge jedoch hier bemerkt werden, daß die heutige Sitte, einen mit Prachtbänden ausgestatteten Büchertisch im Gesellschaftszimmer stehen zu haben, noch ganz unbekannt war.

Als Schriften für die Jugend standen damals, neben den noch immer beliebten Werken von Campe, besonders die Erzählungen von Christoph Schmid (Verfasser der „Ostereier") in Ansehen. Schlugen sie auch einen etwas sentimentalen Ton an, so waren sie doch der Erweckung des kindlichen Gemütes förderlich und wurden auch von den Kindern gern

Digitized by Google

gelesen. Eine ganz andre Richtung in der Jugendliteratur gelangte erst durch das Erscheinen des „Struwwelpeter“ zur Geltung.

Zwei Dinge waren es vor allem, durch welche die damalige Literatur sich von der gegenwärtigen unterschied. Zunächst der Umstand, daß die Naturwissenschaften noch keine Rolle spielten. Im Laufe der beiden letzten Menschenalter sind die wichtigsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Physiologie, Physik, Chemie, Anthropologie ꝛc. gemacht worden; Entdeckungen, welche tief in das praktische Leben eingegriffen haben. Zugleich sind aber auch jene Wissenschaften von ihrem Katheder herabgestiegen und haben sich bemüht, volkstümlich zu werden. Bahnbrechend hat hierbei Humboldts „Kosmos“ gewirkt. Viele Bücher sind seitdem in diesem Sinne geschrieben worden. Unzählige Zeitschriften haben die Kunde der naturwissenschaftlichen Lehren in alle Schichten der Bevölkerung getragen. Dadurch ist das Interesse an diesen Dingen in hohem Maße gewachsen. Und so ist es gekommen, daß jetzt die Erörterung naturwissenschaftlicher Fragen einen erheblichen Theil unsrer für weitere Kreise bestimmten Literatur bildet, welcher vor sechzig Jahren noch gänzlich fehlte.

Der zweite Gegensatz von heute gegen früher liegt in der Bedeutung, welche die Illustration gewonnen hat. Zwar brachten auch früher schon manche Bücher Bilder; z. B. die Taschenbücher meist einige „verhimmelte“ Kupfer- oder Stahlstiche. Die heutige ungleich wertvollere Illustration aber verdankt ihre Bedeutung der Wiederbelebung des alten Holzschnittes, jedoch unter wesentlicher Verbesserung desselben.

Digitized by Google

Naturwissenschaftliche Werke finden in den beigefügten Abbildungen die beste Stütze ihrer Darstellung. Viele Zeitschriften erläutern ihre Beschreibungen durch beigefügte anmutige Bilder. Humoristische Blätter gründen auf ihre vortrefflichen Zeichnungen einen wesentlichen Teil ihrer Existenz. Von alledem wußte man früher nichts. Neuerdings knüpft sich aber auch an die Illustration der Unfug der sogenannten Prachtwerke, welche unsern Büchermarkt überschwemmen.

Noch müssen wir einen kurzen Blick auf das Drama der damaligen Zeit werfen. Neben den Schillerschen Stücken waren auch einige Dramen Shakespeares (Hamlet, Romeo und Julia, der Kaufmann von Venedig) auf der Bühne heimisch. Die spanischen Dichter waren durch Bearbeitungen von „Das Leben ein Traum" und „Donna Diana" vertreten. Aus der deutschen Schule gab man die Stücke von Kleist (Käthchen von Heilbronn, Prinz Friedrich von Homburg) und die Familiendramen Ifflands. Ganz der Zeit angehörig und diese charakterisirend war eine Reihe andrer Dramen: „Die beiden Galeerensklaven" (Th. Hell), „Das Bild" (Houwald), „Parteiwut, oder die Kraft des Glaubens" (Ziegler), „Correggio" (Ohlenschläger) u. s. w. und vor allem die Schicksalstragödien „Die Schuld" und „Die Ahnfrau", von denen namentlich die letztere die Menschen begeisterte. Auf dem Gebiete des Lustspiels herrschte Kotzebue, neben ihm auch der vielschreibende Clauren. Etwas später kamen die Stücke von Raupach und Raimund auf die Bühne. Ein äußerst beliebtes Stück der damaligen Zeit war „Die Wiener in Berlin". In allen diesen Erscheinungen war das Charakterlustspiel, ausgestattet mit gemütlichen Scherzen, vorherrschend. Das Intriguenspiel war kaum

Digitized by Google

vertreten. Der pointirte Witz, dieses Lebenselement des neueren Lustspiels, kam erst von Berlin aus mit dem „Eckensteher Nante“ auf die Bretter.*)

*) Wie wenig anspruchsvoll man damals war, davon kann folgender Vorgang Zeugnis geben. In einem Singspiel kam ein Lied vor, welches also lautete:

Die ganze Welt ist ein Orchester,
Wir sind die Instrumente drin; u. s. w.

Der sehr beliebte Kasseler Komiker travestirte einstmals dieses Lied und sang:

Die ganze Welt ist ein Manchester;
Viel Wolle sitzt nicht mehr darauf.
Die Fäden werden auch nicht fester;
Bald löst das ganze Zeug sich auf; u. s. w.

Dies machte das ungeheuerste Aufsehen. Das neue Gedicht kursirte in unzähligen Abschriften in der Stadt; sodaß ich, der ich ein kleiner Knabe war, es in der Erinnerung behalten habe.

Digitized by Google

Die Musik.

Betreten wir das Gebiet der Musik, so müssen wir zunächst die äußere Gestaltung ihres Betriebes in betracht ziehen. Es bestand in Kassel das Theater, in welchem allwöchentlich eine, höchstens zwei Opern aufgeführt wurden. Im Winter gab es auch eine Anzahl Konzerte, teils vom Theaterpersonal, teils von durchreisenden Künstlern veranstaltet. Es bestanden ferner Vereine, in denen Musik getrieben wurde und welche hie und da Konzerte gaben. So eine Gesellschaft „Concordia", welche Orchesterstücke aufführte. Ferner zwei Gesangvereine für gemischte Stimmen, der von Spohr gegründete „Cäcilienverein" und noch ein weiterer Gesangverein. Diejenigen, welche an diesen musikalischen Genüssen teilnahmen, bildeten aber doch immer nur einen kleinen Teil der Gesellschaft. Das allgemeine musikalische Bedürfnis mußte sich damit genügen lassen, daß täglich die Wachtparade aufzog, deren Musikkorps auf dem Friedrichsplatz drei Stücke spielte. Während der Messe erschienen auch wohl Musikbanden, die in den Straßen oder in den Häusern spielten und sehr beliebt waren. Außerdem grassirten in Kassel ständig drei Drehorgeln, welche auf den Straßen die neuesten beliebten Stücke aus Opern u. s. w. vor-

Digitized by Google

trugen, wozu das begleitende Ehepaar einen herzschmelzenden Gesang ertönen ließ. Sonnabend nachmittags sangen die Partimschüler Choräle vor einzelnen Häusern. Das waren die musikalischen Freuden und Leiden der damaligen Zeit. Ganz unbekannt aber war noch die Fülle von Musikaufführungen, welche wir heutzutage als Anlockungsmittel zum Besuch von Vergnügungsgärten, Restaurationen u. s. w. täglich in allen Zeitungen angekündigt finden, und welche die von ihnen beglückten Stadtteile kaum noch zur Ruhe kommen lassen. Im ersten Entstehen waren auch noch die Vereine für Männergesang, welche jetzt in so großer Anzahl vorhanden sind und einen wesentlichen Teil der Abendvergnügungen unsrer Männerwelt bilden.

Was die Hausmusik betrifft, so galt damals Klavierunterricht noch nicht als ein unentbehrlicher Bestandteil der Jugenderziehung. Es war daher auch noch nicht — wie jetzt, meist zum schweren Leidwesen der Nachbarschaft — fast in jeder Familie ein Klavier vorhanden. Unter den Klavieren war das tafelförmige Pianoforte vorherrschend. Flügel waren selten. Pianinos kannte man noch nicht. Der Bau der Klaviere war unvollkommen und ihr Ton meist klimperhaft. Dabei legte man noch Wert auf viele „Züge". Neben dem „Fortezug" (so nannte man die Aufhebung der Dämpfung) war auch ein „Pianozug" (durch vorgeschobene Tuchläppchen) und womöglich ein „Trompetenzug" (durch eine angeschobene Papierrolle) vorhanden; bei Flügeln öfters auch ein Zug, bei dessen Gebrauch sich eine türkische Musik hören ließ. Hatte das Klavier noch nicht eine so beherrschende Stellung gewonnen, so waren dagegen noch zwei Instrumente in der Hausmusik heimisch, die heute fast

Digitized by Google

gänzlich daraus verschwunden sind. Es waren Flöte und Guitarre.

Die Flöte hatte wohl noch aus der Zeit Friedrichs des Großen ein Ansehen bewahrt, kraft dessen sie als ein besonders schönes, auch für Laien erlernenswertes Instrument galt. Hatte doch auch Mozart eiae seiner schönsten musikalischen Dichtungen an die Flöte geknüpft. Die Beliebtheit des Instrumentes klingt noch durch in den Liedern Uhlands, welcher von „Des Nachbars lieblich Flötenspielen" singt und uns den hübschen Vers hinterlassen hat:

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern.

Heute verlangt niemand mehr eine einsame Flöte zu hören, weder von fern noch nahe. Wer heute etwas recht Langweiliges bezeichnen will, spricht von der „alten Flöte." Und deshalb hat die Flöte sich gänzlich in das Orchester zurückgezogen.

Die Guitarre war allerdings ein klägliches Instrument, wenn sie für sich allein auftrat. Einen Virtuosen auf der Guitarre zu hören — denn auch deren gab es —, war ein sehr zweifelhafter Kunstgenuß. Sie war aber ein durchaus anmutiges Instrument als Begleiterin des Gesanges. Junge Mädchen, die etwas Stimme hatten und gern ein Liedchen vortrugen oder auch eine sentimentale Stunde sich verkürzen wollten, lernten deshalb Guitarre, was binnen weniger Monate zu erreichen war. Eine solche Sängerin, die ihren Gesang mit der Guitarre begleitete, sah ebenso hübsch aus als sie sich gut anhörte. Auch Studenten sangen ihre Lieder gern zur Guitarre,

Digitized by Google

und zogen mit ihr von Haus zu Haus. Das alles setzte aber Lieder voraus, die ihre Schönheit in der einfachen Melodie fanden, und für welche deshalb die wenigen Akkorde, welche die Guitarre naturgemäß darbietet, ausreichten. Solche Lieder bildeten um jene Zeit noch die Regel. Es gehört dahin z. B. das schöne Lied von Reichardt „Freudvoll und leidvoll." Heute sind solche Lieder selten geworden. Die alten sind aus der Mode gekommen. Neue hat man nicht zu schaffen vermocht. Man kennt nur noch Lieder mit so künstlicher Begleitung, daß die Guitarre sie nicht zu leisten vermag. Und deshalb ist die Guitarre auf den Hausboden gewandert.

Auch der Musikunterricht trat noch nicht so anspruchsvoll auf, wie jetzt. Wer sich der Musik widmen wollte, begab sich zu einem Meister, unter welchem er seine Studien machte. Spohr und Moritz Hauptmann hatten jahraus jahrein eine Anzahl Schüler, die, um ihren Unterricht zu genießen, nach Kassel gekommen waren. Aber es fiel jenen nicht ein, ihr Stundengeben als eine „Hochschule für Violinspiel und Komposition" anzukündigen. Natürlich waren auch die Honorare für Musikunterricht nicht einmal annähernd den jetzigen gleich. Heute besteht fast in jeder großen Stadt ein Konservatorium für Musik; und die Zahl deren, welche sich darin zu Virtuosen oder Virtuosinnen ausbilden, ist Legion. Eine Folge hiervon ist unter andern die, daß der gewöhnliche Klavierunterricht, womit sich früher nur Männer befaßten, jetzt großenteils in die Hände von Damen geraten ist. Wirklich musikalische Menschen sind übrigens jetzt ebenso selten, wie früher.

Die musikalischen Zustände der damaligen Zeit in ihrer inneren Gestaltung lassen sich mit den literarischen in eine ge-

Digitized by Google

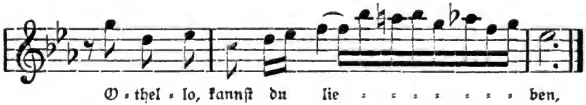
wisse Parallele stellen. So wie Lessing, Schiller und Goethe es waren, welche unsre Literatur schufen, so haben Haydn, Mozart und Beethoven unsere moderne Musik geschaffen. Mozart war, wie Schiller, früh verstorben. Dennoch lebte er weit mehr im Herzen des Volkes, als Beethoven, welcher erst im Jahre 1827 aus dem Leben schied. Der alternde Beethoven wurde in seinen Kompositionen immer schwerer verständlich, das Zeitalter aber immer weniger befähigt, tiefere Schöpfungen zu verstehen. Der Sinn für klassische Musik war nicht sehr weit verbreitet. Beethovensche Symphonien zu hören, trug man kein besonders lebhaftes Verlangen. Die im Jahre 1823 von Beethoven vollendete neunte Symphonie wurde in Kassel zuerst im Jahre 1828 von Spohr dem Publikum vorgeführt. Bis dahin war sie nur in Wien und Berlin zur Aufführung gelangt. Spohr und Cherubini hielten an den Traditionen der klassischen Zeit fest. Aber sie besaßen in ihren Kompositionen zu wenig Volkstümliches, um dem Sinn für bessere Musik genügende Nahrung zu geben. Die Liederschätze Franz Schuberts waren noch wenig bekannt.

So gab das Zeitalter sich mehr und mehr der Freude an dem bloßen Virtuosentum und dem sinnenreizenden Klingklang in der Musik hin. Das Virtuosentum, welches sich heutzutage auf Gesang, Klavier und Streichinstrumente zu beschränken pflegt, machte sich damals noch in weit größerem Umfange geltend. Es gab reisende Künstler, welche auf der Flöte, dem Fagott, dem Waldhorn, der Posaune, ja selbst auf der Mundharmonika Konzerte gaben. Besondrer mit Mitleid gemischter Gunst erfreuten sich blinde Flötenspieler. Bravoursängerinnen trugen mit Vorliebe Variationen über ein beliebtes Thema

Digitized by Google

(z. B. „Mich fliehen alle Freuden") vor. Auf dem Gebiete der Klaviermuſik waren Czerni, Cramer, Duſſek, Field, Kalkbrenner, Henri Herz u. ſ. w. an der Tagesordnung. Sehr beliebt waren auch „Potpourris", Zuſammenſtellungen von Opernſtückchen, die in eine notdürftige muſikaliſche Verbindung gebracht waren.

In der Oper war bei Beginn der 1820er Jahre Roſſini der Held des Tages. Nicht allein ſeine komiſche Oper, der „Barbier von Sevilla", deren Wert wir auch noch heute anerkennen, ſondern auch ſeine ernſten Opern (Tancred, die Belagerung von Korinth, die diebiſche Elſter, Othello u. ſ. w.) riſſen die Menſchen hin. Man fand es entzückend, wenn Rodrigo ſang:



ſowohl ſolche büßliche Phraſen als ernſte Muſik doch kaum zu ertragen ſind. Erſt Carl Maria von Weber machte Roſſini den Rang ſtreitig. Er verſtand nicht minder klangvolle Melodien zu ſchaffen. Aber ſie griffen tiefer in das Herz unſers Volkes, da ſie zugleich echt deutſch waren. Daß die Schöpfungen Webers mitunter der eigentlich künſtleriſchen Geſtaltung entbehren, war für die damalige Zeit völlig unerkennbar und wird auch heute noch vielfach überſehen. Nachdem er bereits mit der „Preciosa" eine Anzahl entzückender Tonſtücke in das Volk geworfen, erreichte er mit dem „Freiſchütz", der in den erſten

Digitized by Google

1820er Jahre auf der Bühne erschien, einen fabelhaften Erfolg. Überall, wo Musik gemacht wurde, hörte man den „Jägerchor", den „Jungfernkranz" und „die Wolke" spielen und singen. Auch nach Frankreich wurde im Jahre 1824 das Stück unter dem Namen Robin des bois übertragen, und es ist interessant, zu hören, wie man dort darüber urteilte. Der „Moniteur" berichtete: es sei in diesem Stücke Hexerei und Verkehr mit den höllischen Geistern in ein Gewebe von Handlung gebracht, gegen welches die bisherigen Opern Meisterstücke von Vernunft und Geschmack seien. Über die Musik aber habe ein ausgezeichneter Komponist geäußert, daß sie „sehr originell und sogar ein wenig barock" sei. „Die Aufführung war schwach; aber die Schwierigkeiten waren auch groß; das Studium der Partitur für die Aufführung war lang und mühsam." Ein solches Urteil läßt einen tiefen Blick thun in den damaligen Stand der Musik, wie er auch in Frankreich zu finden war. Was würde wohl jener „ausgezeichnete Komponist" zu den Wagnerschen Opern gesagt haben, wenn er sie erlebt hätte?

Die spätern Opern Webers, „Euryanthe" und „Oberon", haben niemals gleiche Beliebtheit erworben. Neben den Werken Rossinis und Webers bewahrten die Mozartschen Opern ihren unvergänglichen Reiz; wogegen Beethovens „Fidelio" für unverständlich und langweilig galt und nur selten auf die Bühne kam. Auf derselben heimisch waren noch „Das unterbrochene Opferfest" (Winter), „Die Schweizerfamilie" (Weigl), „Der Wasserträger" (Cherubini); ferner die Opern Spontinis und Spohrs; sodann aus der französischen Schule die Opern Mehuls, wie auch die anmutigen Operetten Boildieus, der hier-

Digitized by Google

nächst in seiner „Weißen Frau" einen hervorragenden Erfolg errang; auch eine hübsche komische Oper von Isouard „Joconde." Epochemachend war dann erst wieder Aubers „Stumme von Portici". Es war die erste „große Oper", welche geschaffen wurde; d. h. eine Oper ohne Zwischengespräche. Sie machte ungeheures Aufsehen, sowohl durch die wohlklingende und graziöse Musik, als durch den aufregenden Text und die glänzende Ausstattung. Ihre Melodien hörte man überall bis zu der Drehorgel hinab, deren Führer wohl mit einer Stentorstimme das „Schlummerlied" abbrüllte. Auch die weitern noch heute beliebten Opern Aubers fanden verdienten Beifall.

Eine größere Vertiefung erhielt das deutsche Musikleben erst wieder im Laufe der 1830er Jahre, als Mendelssohn mit seinen großen Werken hervortrat. Er führte auch wieder den fast vergessenen Johann Sebastian Bach in die deutsche Musik ein. In der Oper gelang es Marschner, wieder echt deutsche, im Volke anklingende Melodien zu schaffen. Auf dem Gebiete der Klavierkomposition bewies Chopin, daß man elegant und doch zugleich mit Geist schreiben könne. Mendelssohn schuf in seinen „Liedern ohne Worte" eine neue Kunstform, welche seitdem einen großen Teil unsrer Klaviermusik beherrscht. Hört man aber manche Schöpfungen unsrer neuesten Komponisten, so kann man sich doch eines schmerzlichen Rückblickes auf die Zeit, wo noch ein Weber seine herzerfreuenden Melodieen schuf, kaum erwehren.

In Anschluß an die Besprechung von Schauspiel und Oper müssen wir noch einiges sagen über die Aufführung derselben. Man darf annehmen, daß damals in den darstellenden Kräften der Bühne nicht minder Begabung und

Digitized by Google

Kunst vertreten war als jetzt. Insbesondre zählte Kassel, dessen Fürst großen Wert auf das Theater legte, jederzeit ausgezeichnete Kräfte zu den seinigen. Im Schauspiel hatte Ludwig Löwe und Seydelmann, ehe sie an andern Stellen ihren Weltruhm erlangten, jahrelang dem Theater Kassels angehört. Und ebenso waren die später so berühmt gewordenen Sänger Wild und Sabine Heinefetter lange Zeit Mitglieder dieser Bühne. Andrerseits nahm auch, zumal bei dem völligen Darniederliegen alles politischen Lebens, das Publikum das größte Interesse an Schauspiel und Oper. Das Theater war Sommer und Winter sehr besucht, obgleich man damals eine Heizung desselben noch nicht kannte. Auch dachte noch kein Mensch an die Gefahr eines Theaterbrandes; wie denn auch eine solche, so lange das Öllicht herrschte, weit weniger vorhanden war. Die hervorragenden Bühnengrößen lebten in aller Munde. Nicht selten findet man in den damaligen Tagesblättern Künstler und Künstlerinnen in mehr oder minder gelungenen Versen angesungen. Auch durchreisende Virtuosen, welche sich hören ließen, konnten trotz der verhältnismäßig hohen Preise, die sie zu nehmen pflegten, auf das größte Interesse des Publikums rechnen. Henriette Sonntag, welche ganz Europa durchreiste, setzte alle Welt in Entzücken. Und als gegen Ende der 1820er Jahre die schon sehr gealterte Catalani bei ihrem Rundgang durch Deutschland auch in Kassel ein Konzert gab, war das Haus ausverkauft. Ihr zu Ehren erfanden die Schweizerbäcker einen neuen Kuchen, der mit ihrem Namen benannt wurde. Auch Paganini, welcher im Jahre 1830 die Welt durchreiste, fand in Kassel, wo man doch einen Spohr zu hören gewohnt war, begeisterte Zu-

Digitized by Google

hörer. In spätern Jahrzehnten war die Teilnahme des Publikums am Theater weit geringer. Erst wieder in neuester Zeit — seit Kassel eine Provinzialstadt ist — spielt das Theater in dem Interesse (und auch in dem Geklatsche) der Menschen wieder eine ähnliche Rolle, wie im Laufe der 1820er Jahre.

Digitized by Google

Die bildenden Künste.

Wohl mehr als alle andern litten die bildenden Künste vor zwei Menschenaltern unter der allgemeinen Dürftigkeit. Dem Maler, dem Bildhauer kann es nicht genügen, daß er Freunde seiner Kunst findet; er muß auch, um bestehen zu können, solche Freunde finden, die seine Werke kaufen und bezahlen. Zum Ankauf wertvoller Kunstwerke waren aber dazumal nur wenige imstande. Für den Bildhauer war die Zeit noch nicht gekommen, wo fast jede größere Stadt darauf bedacht war, sich mit dem Standbilde eines ihr nahestehenden berühmten Mannes zu schmücken. Die frühesten Standbilder, welche noch in diese Periode fallen, waren die Statuen Blüchers in Rostock, Guttenbergs in Mainz, Albrecht Dürers in Nürnberg. Auch in Kurhessen wurde, und zwar von Fulda aus, bereits im Jahre 1828 die Errichtung eines Standbildes des Bonifazius geplant und dessen Anfertigung dem Professor Werner Henschel in Kassel übertragen.*) Die

*) Daß man mit dieser Anfertigung einen Protestanten betraute, beweist, wie wenig damals die ultramontane Richtung in der katholischen Welt vorherrschte. Später ist freilich von gewisser Seite darüber geklagt worden, daß Henschel den Bekehrer der Deutschen nicht mit Bischofsmütze und Krummstab dargestellt habe.

Digitized by Google

Errichtung verzögerte sich jedoch bis zum Jahre 1842. In Handel und Wandel fand die Bildhauerkunst kaum eine andre als die bescheidene Vertretung, daß wandernde Italiener Gipsfiguren feilboten, die sie mittelst eines Brettes auf dem Kopfe umhertrugen.

Auch Ölbilder waren viel zu teuer, als daß sie einen großen Markt hätten finden können. Ausstellungen, wie sie jetzt in allen größern Städten üblich sind, gab es damals wohl erst an wenigen Orten. Wer nicht reich genug war, um Ölbilder zu kaufen, suchte nach andern Bildern, um sein Zimmer zu schmücken. Bilder in schwarzer Kreide gezeichnet, auch Bleistiftzeichnungen und getuschte Bilder sah man vielfach. Wer auch solche sich nicht erwerben konnte, griff nach gedruckten Bildern. Der Kupferstich, wenn er nicht zu teuer kam, war durchaus beliebt. Sehr verbreitet war z. B. der Müllersche Stich des heiligen Johannes von Domenichino. Vorherrschend aber war es der erst vor kurzem erfundene Steindruck, welcher das Bedürfnis nach Bildern befriedigte.

Bei der Ungunst der Zeit bestritten viele Künstler ihren Lebensunterhalt durch Unterricht im Zeichnen. Nur eine Art der Malerei konnte auf eine selbständige Existenz rechnen, weil sie einem größern Begehr des Publikums entsprach. Das war die Porträtmalerei.

Der Wunsch der Menschen, das eigne Bildnis oder das eines teueren Angehörigen zu besitzen, war damals nicht minder rege als jetzt. Aber es fehlte das Mittel, welches heute in so wunderbarer Weise diesen Wunsch befriedigt, die Photographie. Wer ein Bildnis von sich haben wollte, mußte einen Künstler angehen. Und dabei war es noch immer

Digitized by Google

zweifelhaft, in welchem Maße das Bild gelang. Die unvollkommenste Form für die Befriedigung jenes Bedürfnisses bot die aus dem vorigen Jahrhundert überkommene Silhouette. Dennoch war sie, da sie wenig kostete und zugleich einer leichten Vervielfältigung fähig war, in einzelnen Kreisen beliebt. So bei Studenten, welche in großer Zahl Silhouetten austauschten, so wie man jetzt Photographien austauscht. Manche Studenten hatten mit solchen Bildern eine ganze Wand ihres Zimmers ausgeschmückt. Für die Anfertigung derselben gab es besondre Silhouettenschneider auf der Universitäten. Allerdings waren diese Bilder oft von erschreckender Unähnlichkeit. Die Hauptsache war, daß neben dem schwarzen Antlitz Mütze und Band in den echten Korpsfarben prangten. Wer mehr an sich und seine Freunde wenden wollte, ließ sich wohl von einem Künstler zeichnen und das Bild durch Steindruck vervielfältigen. Auch ganze Korps von Studenten ließen sich in gemeinschaftlichem Bilde darstellen und dieses Bild lithographiren. In andern Ständen, in welchen man nicht auf die Vervielfältigung seines Bildnisses Wert legte, begnügte man sich mit dem vom Künstler unmittelbar geschaffenen Bilde. Auch hierbei waren Zeichnungen in Kreide oder Bleistift nicht ungewöhnlich. Lange Zeit hindurch waren in Kassel Pastellbilder sehr beliebt. Aber auch die Zahl der Ölbilder, welche angefertigt wurden, war nicht ganz gering.

In diese ganzen Verhältnisse hat die Photographie einen ungeheuern Umschwung gebracht. Die ersten Erzeugnisse dieser Kunst, welche man Daguerrotypen nannte und welche gegen Ende der 1830er Jahre die Welt in Erstaunen setzten, waren noch glänzende Metallplatten, welche man hin und her wenden

Digitized by Google

mußte, um das auf ihnen gleichsam im Anfluge niedergeschlagene Bild richtig zu erkennen. In welcher Weise seitdem diese Kunst mehr und mehr sich vervollkommnet hat, wie heute auch der Geringste die Freude haben kann, für weniges Geld ein sprechend ähnliches Bild von sich zu erlangen; wie diese Bilder zu hunderten und tausenden unter Freunden und Bekannten ausgetauscht, auch, wenn sie interessante Personen zum Gegenstande haben, durch den Handel verbreitet werden; wie ferner diese Kunst uns die entferntesten Weltgegenden in absoluter Treue der Darstellung näher bringt; wie sie dann zu der hübschen Erfindung der Stereoskope geführt hat, an welchen viele ihre Freude haben; wie sie endlich in unzähligen Beziehungen für wissenschaftliche und andre Zwecke verwertet wird: das bedarf hier keiner nähern Darlegung. Heute ist es schwer, sich in eine Zeit zurückzudenken, wo dies alles noch fehlte. Und doch besitzen wir die Kunst, welche diese Entwicklung genommen hat, in ihrer heutigen Bedeutung kaum seit einem Menschenalter.

Natürlich hat der Photograph dem Porträtmaler erheblichen Abbruch gethan. Heute läßt nur noch derjenige sein Bild malen, welcher auf die künstlerische Gestaltung des Bildes durch die Hand des Malers mehr Wert legt, als auf die mechanische Naturtreue des Sonnenstrahls. Umso erfreulicher ist es aber, daß gleichzeitig mit dem Rückgang der Porträtmalerei alle andern Arten der Malerei einen früher ungeahnten Aufschwung genommen haben, welcher mit dem zunehmenden Reichtum Hand in Hand gegangen ist. Vielleicht ist nichts so geeignet, uns den vermehrten Wohlstand unsrer Zeit und unsers Landes vor Augen zu führen, als wenn wir in eine

Digitized by Google

der oft wiederkehrenden Kunstausstellungen treten und die große Anzahl neugeschaffener wertvoller Kunstwerke betrachten. Denn diese Kunstwerke würden nicht geschaffen werden, wenn nicht die Künstler die Hoffnung hegen dürften, Abnehmer derselben zu finden. Auch darin liegt ein Gegensatz der Neuzeit gegen früher, daß vor zwei Menschenaltern noch Rom als das Ziel aller Künstler, als die Stadt galt, in welcher allein man die wahre Kunstweihe erlangen könne. Heute hat Rom, trotz aller dort gehäuften Kunstschätze, diese Bedeutung nicht mehr. Auch in Deutschland sind hervorragende Kunstschulen erstanden.

Nicht minder hat die Vervielfältigung der Bilder auf mechanischem Wege teils durch die Beihilfe der Photographie, teils durch Verbesserung der Druckmittel erheblich gewonnen. Indem auf diese Weise Nachbildungen von wertvollen Kunstwerken leicht und wohlfeil hergestellt werden, wird der Sinn für Kunst in immer weitere Kreise unseres Volkes getragen.

Digitized by Google

Das öffentliche Leben.

Man kann das öffentliche Leben der 1820er Jahre in Vergleich mit dem heutigen als fast abgestorben bezeichnen. Die Schicksale des Landes lagen ausschließlich in den Händen des Fürsten und der Wenigen, welche sein Vertrauen besaßen oder in sonstiger Weise Einfluß auf ihn gewonnen hatten. Die Gespräche der Menschen drehten sich deshalb — abgesehen vom Theater — vorzugsweise um Hof- und ähnliche Geschichten. Das Verständnis für öffentliche Dinge war wenig verbreitet. Die große Mehrzahl der Menschen huldigte ohne Zweifel dem Liberalismus, der aber in den bestehenden Verhältnissen zu keiner praktischen Geltung gelangen konnte. Als das Buch, welches auf die damaligen Anschauungen den größten Einfluß übte, läßt sich wohl Rottecks Weltgeschichte bezeichnen, welche in zahlreichen Auflagen erschien und überall zu finden war. Zeitungen gab es nur wenige, und ihr Inhalt war unter dem ständigen Drucke der Zensur meistens recht dürftig. In Kassel bestand, neben dem für öffentliche Bekanntmachungen bestimmten Wochenblatt,*) nur die täglich erscheinende „Kasselsche

*) Jedoch waren auch gemeinnützige Belehrungen angehängt. Bei Herannahen der Hundstage brachte das Wochenblatt alljährlich eine Beschreibung

Digitized by Google

Allgemeine Zeitung" von halboffiziösem Charakter. Auch erschien noch ein geringes Blättchen, „Der Bote aus Kassel", welches der Kasseler Stadtpoet Niemeier herausgab und das in populärem Tone allwöchentlich den Landmann von den Weltereignissen zu unterrichten suchte. Angelegenheiten des eignen Landes wurden fast garnicht besprochen. Auch die Nachrichten aus den übrigen deutschen Ländern waren sehr spärlich. Kammer- und Parlamentsverhandlungen aus Paris und London galten für wichtiger als die Angelegenheiten Deutschlands. Überdies kamen alle auswärtigen Nachrichten weit später an als jetzt, was schon einigermaßen das Interesse an ihnen abschwächte. Ihren politischen Stoff entnahmen die kleinen Blätter vorzugsweise aus den von Österreich inspirirten größern Zeitungen, dem Österreichischen Beobachter, der Frankfurter Oberpostamtszeitung, der Augsburger Allgemeinen. Daneben wurde dann auch die „Preußische Staatszeitung" öfters angezogen. Viel gelesen war auch zu Anfang der 1820er Jahre in dem Westen von Deutschland die „Neckar-Zeitung", ein freisinniges Blatt, welches in Stuttgart erschien. Dasselbe wurde dann aber in Kurhessen verboten und erst später (1828) wieder gestattet. Auch das „Frankfurter Journal" hatte damals in Kassel einen zahlreichen Leserkreis.

Charakteristisch für jene Zeit ist ferner das Darniederliegen des Sinnes für geschichtliche Erinnerungen, was teilweise wohl auch damit zusammenhing, daß man nicht danach haschte, bei jeder denkbaren Gelegenheit ein „Fest" zu feiern. Der drei-

---

der Hundswut mit der Muster-Abbildung eines tollen Hundes. Man sieht, wie väterlich die Polizei noch wachte.

Digitized by Google

hundertjährige Jahrestag der Synode zu Homberg, durch welche in Hessen die Reformation eingeführt wurde (der 21. Oktober 1526), ging ohne jede Feier vorüber. Das im Jahre 1827 eintretende dreihundertjährige Jubiläum der Stiftung der Universität Marburg wurde zwar in Marburg selbst gefeiert. Die Kasselsche Zeitung berichtete aber darüber sehr spät; und man würde noch weniger der Feier Beachtung geschenkt haben, wenn nicht eine Anzahl in Kassel wohnender Personen bei dieser Gelegenheit die Doktorwürde erlangt hätte. Im Kasseler Museum waren in einer besondern Nische die lebensgroßen Wachsbilder sämtlicher hessischen Landgrafen und ihrer Gemahlinnen in echten Anzügen aufgestellt. Kurfürst Wilhelm II. ließ diese Bilder vernichten, um das Wachs und die Gewänder öffentlich zu versteigern. Auch noch wesentlich erhaltene Teile der alten Kaiserburg Barbarossas in Gelnhausen wurden um jene Zeit ohne Not zerstört. So etwas wäre heute unmöglich.

Die Erinnerung an die Freiheitskriege war freilich im Volke noch ziemlich lebendig. Man sprach noch voll Begeisterung von der Schlacht bei Leipzig, wenn auch die Feier des Jahrestages derselben bereits eingestellt war. Als diejenigen, welche die Freiheitskriege geschlagen, sah man aber vor allen die Russen an, und der Respekt vor diesen war daher sehr groß. Für Österreich hatte man sehr wenig Sympathien; aber auch für Preußen kaum mehr. Ein Sinn für Deutschland als Ganzes war nirgends vorhanden oder hüllte sich, wo er vorhanden war, in tiefes Schweigen. Auch der Eintritt Kurhessens in den preußischen Zollverein (1832) war zunächst durchaus nicht populär, weil dadurch eine Anzahl Waren sich verteuerte und weil an der nahen hannoverschen Grenze (wo ein neues Zoll-

Digitized by Google

haus erbaut wurde) eine schärfere Kontrole eintrat. Damals sang man in Kassel das Spottlied:

Dort auf dem Berg da steht ein Haus,
Da guckt die preuß'sche Mauth heraus;
Und auf der Brück' da steht ein Preuß',
Die Haar steh'n ihm wie Besenreis.
Er ist geschnüret wie ein Weib,
Die Sonne scheint ihm durch den Leib u. s. w.

Dagegen war trotz aller erhebenden Erinnerungen an die Freiheitskriege um jene Zeit ein förmlicher Napoleon-Kultus noch weit verbreitet. Die wandernden Italiener führten unter ihren Gipsfiguren stets auch die Statuette des Franzosenkaisers, an den untergeschlagenen Armen kenntlich, und fanden damit reichlichen Absatz. Eine in verschiedenen Größen ausgegebene Lithographie „Napoleon und seine Generale" war in vielen Häusern zu finden. Im Jahre 1828 gab ein Stuttgarter Verleger einen Cyklus von Napoleonsschriften unter dem Titel „Napoleons Ehrentempel" heraus, der durch alle Zeitungen angekündigt wurde. Ein deutsches Lied, gedichtet auf den Edelmut des Generals Bertrand, welcher Napoleon in die Verbannung nach St. Helena gefolgt war, hörte man auf allen Drehorgeln ableiern. H. Heine dichtete „Die beiden Grenadiere", und dieses Gedicht, komponirt von Reißiger und auch sogar noch später von R. Schumann, wurde überall gesungen. Und wenn man dies auch vielleicht aus der Schönheit der Poesie und dem Werte der Musik erklären will, so bleibt doch die Thatsache, daß auch das ekelhaft-süßliche Gedicht von Saphir „Im Garten von Schönbronnen" und die albern-schauerliche Ballade von Zedlitz „Nachts um die zwölfte Stunde" mit höchst mittel-

Digitized by Google

mäßigen Kompositionen in allen Gesellschaften losgelassen wurden. Wohl mochte die Jämmerlichkeit der damaligen deutschen Zustände dazu beitragen, daß manche in dem Manne, der Deutschland mit Füßen getreten, nur noch — nach der pomphaften Reklame jenes Stuttgarter Verlegers — den „Riesengeist“ erblickten, „welcher allwaltend die vergangenen Jahrzehnte belebt habe.“ Aber in diesem gangen Gebahren sprach sich doch zugleich eine vaterlandslose Gesinnung aus, auf die wir jetzt mit Scham zurückblicken müssen.

Von außerdeutschen Angelegenheiten nahm im Laufe der 1820er Jahre vor allem der griechische Aufstand das öffentliche Interesse in Anspruch. Natürlich hatte man die größte Sympathie für die Griechen, in denen man die Nachkommen des Leonidas und Perikles erblickte. Die Griechenlieder von W. Müller erhöhten noch diese Begeisterung. Als dann auch der russisch-türkische Krieg zum Ausbruch kam, nahm man allerseits lebhaft Partei für die Russen.

Nicht minder lebhaft aber wurde gegen Rußland Partei genommen, als im Jahre 1830 der polnische Aufstand ausbrach. Begeisterte Lieder wurden auf Polens Freiheitskampf gedichtet. Bei dem Durchzug der flüchtigen Polen im Herbst 1831 wurde ihnen allseitig lebhafte Sympathie bezeugt. Wir Schüler des Lyceums begleiteten in hellen Haufen einzelne derselben bei ihrer Wanderschaft durch Kassel zum Thore hinaus.

Überhaupt traten infolge des durch die Julirevolution von 1830 herbeigeführten Umschwunges, welcher in Kurhessen zu dem Erlaß der Verfassung vom 5. Januar 1831 führte, erhebliche Veränderungen in dem öffentlichen Leben ein. Man nahm wieder lebhaft Teil an staatlichen Dingen. Im März

Digitized by Google

1831 entstand in Kassel eine neue Wochenschrift, „Der Verfassungsfreund", welche die Besprechung einheimischer Verhältnisse vom liberalen Standpunkte aus sich zur Aufgabe stellte. Wir lächeln vielleicht heute, wenn wir dort Artikel finden mit der Überschrift: „Über die Vorteile der Konstitutionen für die Fürsten", oder „Über Bürgergarden und deren Uniformirung", oder „Wer soll den ersten Schritt thun, um Deutschland zu schaffen aus seinem Nichts?" Aber auch diese kindliche Periode des Liberalismus mußte durchgemacht werden, wenn unser heutiges Deutschland erstehen sollte.

Auf kirchlichem Gebiete gehörte die Zeit der 1820er Jahre entschieden dem Rationalismus an. Ein Werk, welches diesen in sehr maßvoller Weise vertrat, Zschokke's „Stunden der Andacht", war in gebildeten Kreisen weit verbreitet. Ohne Zweifel gab es auch damals solche, welche einer strengern Gläubigkeit zuneigten. Aber eine Orthodoxie, wie sie jetzt eine Rolle spielt, gab es damals nicht. Auch die katholische Kirche bereitete dem Staat noch keine Schwierigkeiten. In der protestantischen Kirche, an deren Spitze der Landesherr stand, war der Gedanke, daß die Kirche etwas vom Staate verschiedenes sei, kaum noch lebendig. Es entsprach ganz der Auffassung jener Zeit, wenn in der hessischen Verfassungsurkunde von 1831 (§ 51) von „Staatsdienern des geistlichen und weltlichen Standes" geredet und wenn in dem „Staatsdienstgesetz" vom 8. März 1831 auch den Pfarrerwitwen eine Staatspension ausgesetzt wurde. Erst in dem folgenden Jahrzehnt machte sich der herrschenden Strömung gegenüber diejenige abweichende Richtung geltend, welche sich seitdem als Orthodoxie ausgebildet hat. Die Anhänger dieser Richtung

Digitized by Google

nannte man bei ihrem ersten Auftreten „Mystiker", im Volksmunde „Mucker". Die Richtung fand eine sehr wirksame Stütze in dem damals zuerst fungirenden Minister Hassenpflug. Auf seiner Anordnung beruhte es auch, daß den Geistlichen, deren Amtstracht bis dahin in einem schwarzen Frack mit einem schmalen, über den Rücken herabhängenden schwarzseidenen Mantel bestanden hatte, fortan der Chorrock als Amtstracht zugewiesen wurde. Manche glaubten darin eine Wiederannäherung an den Katholizismus zu erblicken.

In jener Zeit, in welcher es eine Mitwirkung des Volkes an den öffentlichen Dingen nicht gab, hatte man natürlich auch keine Wahlen und keine Wahlagitationen. Aber auch nachdem das Verfassungsleben in Kurhessen eingetreten war und deshalb Wahlen zum Landtage, sowie zur Gemeindeverwaltung vorkamen, kannte man doch — nur etwa das Jahr 1848 ausgenommen — keine Wahlagitationen im heutigen Sinne. Diese mit ihren reklameartigen öffentlichen Anpreisungen und Herabsetzungen von Personen sind erst seit dem Jahre 1867 aufgekommen.

Auch darin liegt ein Gegensatz jener Zeit gegen die jetzige, daß früher — auch hier wieder abgesehen vom Jahre 1848, wo bekanntlich viel in Volksversammlungen geredet wurde — öffentliche Reden weit minder üblich waren. Selbst in der hessischen Ständeversammlung hatte die Verhandlung mehr die Natur einer kollegialischen Beratung als einer oratorischen Übung. Heute ist Reden die Kunst des Tages. Nicht allein in den Parlamenten und vor den Gerichten, sondern auch bei jeder andern denkbaren Gelegenheit wird geredet. Die Redekunst ist gewiß eine recht schöne Kunst. Aber sie trägt auch

Digitized by Google

Gefahren in ſich. Ob durch die Herrſchaft, welche ſie gewonnen hat, unſre Zuſtände gefördert ſind, wird von der Frage abhängen, ob man in dem einflußreichſten Redner auch immer den tiefſten Denker und den lauterſten Charakter zu erkennen habe.

Digitized by Google

Die Stände.

Stände nennen wir hier die Gruppen, in welche sich die Menschen, trotz ihrer bürgerlichen Gleichheit, durch ihre Geburts- und Berufsverhältnisse als Teile der Gesellschaft gliedern. Auch in dieser Gruppirung haben im Laufe der beiden letzten Menschenalter erhebliche Veränderungen stattgefunden.

Betrachten wir zunächst den Gegensatz von Stadt und Land. Die Bedeutung der Stadt ist mehr und mehr auf die größern Städte zurückgegangen. Nur diese bilden noch den Mittelpunkt gewerblicher Thätigkeit und haben dadurch eine größere Bevölkerung an sich gezogen. In den kleinen Landstädten kann das Gewerbe sich nicht mehr halten, weil ihnen durch die geschaffenen Verkehrsmittel die große Stadt mit ihrer Konkurrenz zu nahe gerückt ist. Wo nicht traditionell besondre Gewerbszweige in den kleinen Städten sich erhalten haben, sinken diese mehr und mehr zu bloßen Dörfern herab. Und wenn ihre Feldmark für den Betrieb der Landwirtschaft nicht ausreicht, so verarmen sie. Umgekehrt verlieren die Dörfer in der Nähe der größeren Städte ihren ländlichen Charakter. Sie füllen sich mit Arbeitern, die in den Gewerbsbetrieben der Stadt ihr Brot verdienen. Der Ackerbau in denselben tritt mehr

Digitized by Google

und mehr zurück. Ihre Bewohner legen die bäuerliche Tracht ab und kleiden sich wie die Städter. Ihre Wirtshäuser werden städtisch eingerichtet und auch von den Städtern besucht. Mit einem Wort, sie werden zu Vorstädten der größeren Stadt.

Betrachten wir die Gruppirung der Gesellschaftsklassen in den Städten selbst, so behauptete zwar in der Zeit, von der wir hier reden, der Adel noch einen gewissen Vorrang, wie schon die oben angeführten Formen der Anrede erkennen lassen. Auch wurden öffentliche Anzeigen öfters an „einen hohen Adel und ein geehrtes Publikum" gerichtet. Abgesehen hiervon aber konnte man vor zwei Menschenaltern eigentlich nur zwei Schichten der Gesellschaft unterscheiden, eine höhere und eine niedere. Die höhere bildete sich aus den Studirten, vor allem aus den höhern Beamten, den höhern Künstlern, den Offizieren und Personen in ähnlicher Stellung. Aus dem Handels- und Gewerbestand konnte man nur einzelne, welche durch eine größere Bildung, durch Familienbeziehungen oder andre hervorragende Eigenschaften eine besondre Stellung sich erworben hatten, zu dieser Gesellschaftsklasse rechnen. Die zweite Schicht der Gesellschaft bestand aus der großen Masse der Handel- und Gewerbetreibenden, welchen sich dann auch die Subalternbeamten, geringere Künstler u. s. w. anschlossen. Alles, was noch darunter war, kam als besondrer Teil der Gesellschaft nicht in Betracht. Ein Ineinanderfließen dieser Gesellschaftsklassen war in Kurhessen namentlich dadurch erschwert, daß es nur den Mitgliedern der ersten 7 Rangklassen ohne weiteres gestattet war, ihre Söhne studiren zu lassen. In der achten Klasse durfte ein Sohn der Familie zum Studium übergehen. Alle übrigen jungen Leute dagegen bedurften, um

Digitized by Google

zu studiren, besondrer Gestattung. Diese engherzige Vorschrift fiel erst durch die Verfassungs-Urkunde von 1831.

Im Laufe der letzten zwei Menschenalter ist nun zwar die erste (höhere) Klasse der Gesellschaft ziemlich die nämliche geblieben. Daß in Kassel an die Stelle des frühern einfachen hessischen Beamten der anspruchsvollere preußische Beamte getreten ist, gehört zu den Folgen der Annexion, die wir hier nicht besonders besprechen wollen. Dagegen sind aus der zweiten (niedern) Klasse der Gesellschaft verschiedne Klassen hervorgegangen. Es hat sich zunächst eine gewisse Klasse des Bürgerstandes ausgeschieden, welche zwar nicht jener höhern Klasse sich anzureihen vermocht hat, aber doch entschieden höher steht als der bloße Handwerksmeister. Es ist das eine Folge davon, daß so viele Geschäfte jetzt aus dem Kleinbetriebe geschieden und zu einem größern Betriebe übergegangen sind. Heute kennt man in den Städten keine Müller, Bierbrauer ꝛc. mehr; auch „Johann, der muntre Seifensieder," ist verschwunden. Es giebt nur noch Brauereibesitzer, Mühlenbesitzer, Seifenfabrikanten u. s. w. Man kann diese Klasse kurzweg die der Großhändler und Fabrikanten nennen, und sie nimmt eine ziemlich breite Schicht in unsrer Gesellschaft ein. Erst nach ihr folgt die Klasse der gewöhnlichen Handwerksmeister, welche auf dem frühern Standpunkte der zweiten Gesellschaftsklasse stehen geblieben ist. Für diese beiden Klassen ist es charakteristisch, daß ihre Mitglieder das lebhafte Streben besitzen, je in die höhere Klasse überzugehen. Und wenn der Mann selbst sich hierzu außer stande fühlt, so soll doch wenigstens sein Sohn es durchführen. Der Sohn des Handwerkers setzt nicht das Gewerbe seines Vaters fort, sondern er wird „Fabrikant";

Digitized by Google

worüber schon mancher zu grunde gegangen ist. Der Fabrikant läßt seinen Sohn studiren — seine Mittel erlauben ihm das —; und derselbe soll nun der höhern Gesellschaftsklasse sich einreihen. Dadurch werden die gelehrten Berufsklassen überfüllt. Nachteilig in dieser Beziehung hat auch die auf die Erlangung einer höhern Bildungsstufe gesetzte Prämie des einjährigen Militärdienstes gewirkt. Um dieser Wohlthat teilhaftig zu werden, beschreiten manche einen Bildungsgang, der sie ihren natürlichen Verhältnissen entfremdet. Auch der Geist in den gelehrten Berufsklassen selbst ist nicht mehr ganz derselbe. Früher waren unsre jungen Leute bemüht, für das Leben zu lernen. Heute lernen die meisten nur noch für das Examen.

Die wichtigste Veränderung von jetzt gegen früher besteht aber darin, daß noch unterhalb jener frühern zweiten Klasse der Gesellschaft eine selbständige weitere Gesellschaftsklasse sich entwickelt hat, die man wohl mit einem ominösen Scherz „den vierten Stand" genannt hat; die große Masse der „Arbeiter", Fabrikarbeiter, Gesellen, Tagelöhner, Dienstleute u. s. w., zu welcher Klasse dann auch unser Hausgesinde sich rechnet. Diese hat in unserm öffentlichen Leben eine Bedeutung gewonnen, welche nicht zu unterschätzen ist. Die Selbständigkeit derselben charakterisirt sich namentlich dadurch, daß die betreffenden Personen mehr und mehr aus der Gebundenheit und aus dem Pietätsverhältnis ausgeschieden sind, worin sie früher zu denjenigen standen, in deren Dienste sie thätig waren. Sie betrachten sich heute nur noch als Mietlinge, welche für so und so viel Geld so und so viel Arbeit leisten. Daß der Fabrikarbeiter, welcher von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends die Maschine des Fabrikherrn bedient und Sonnabends

Digitized by Google

dafür abgelohnt wird, nicht zu einer besondern Pietät gegen seinen Herrn sich angeregt fühlt, liegt in der Natur der Sache. Verständige Fabrikherrn sind deshalb bemüht, Einrichtungen zu schaffen, durch welche sie ihre Arbeiter wieder enger an sich knüpfen. Aber auch die Banden, welche früher Gesellen und Lehrlinge an den Handwerksmeister fesselten, haben sich gelockert; und der Grund davon liegt wohl nicht in den ersteren allein. So lange der Handwerksmeister nicht verschmähte, auch noch selbst Hand anzulegen und gemeinsam mit dem Gesellen fleißig zu arbeiten, so lange der Geselle noch mit ihm an demselben Tische aß und so gleichsam zur Familie gehörte, konnte ein Pietätsverhältnis zwischen beiden wohl aufkommen. Heute läßt der Meister meist seine Gesellen allein arbeiten; sie essen auch nicht mehr an seinem Tische, sondern sie haben sich ihr Mittagsbrot für ein Kostgeld auswärts zu suchen. Da fühlt sich der Geselle kaum anders als ein Fabrikarbeiter. Nicht minder ist die Stellung des Hausgesindes eine andre geworden. Welche Ansprüche erheben nicht heute unsre Dienstboten! Ansprüche, an welche sie vor zwei Menschenaltern noch nicht dachten. Aber auch hierzu haben ohne Zweifel die Herrschaften selbst beigetragen. Eine Hausfrau, welche selbst noch in der Küche waltet, steht ihrem Dienstmädchen ganz anders gegenüber, als eine solche, welche lediglich in der Stube sitzt und Firlefanz treibt. Während nun so die geringern Klassen ihren Dienstgebern entfremdet werden, können sie auch andrerseits nicht versuchen, in eine höhere Klasse der Gesellschaft sich emporzuarbeiten, da ihnen hierzu die Mittel fehlen. Die natürliche Folge davon ist, daß sie ihre Befriedigung in äußerem Wohlleben und in Luxus suchen. Überall finden sich

Digitized by Google

die Anstalten, welche ihnen dazu die Hand bieten. In ungeheurer Anzahl haben sich die Wirtshäuser vermehrt. Vergnügungen aller Art werden veranstaltet, zu welchen der Arbeiter sein Geld hintragen kann. Reicht sein Verdienst dazu nicht aus, so bringt er mitunter lieber seinen Hausrat aufs Lombard, als daß er auf eine Lustbarkeit verzichtet. In unglaublichem Putze gehen die Frauen einher. Dienstmädchen, statt sich einen Sparpfennig zurückzulegen, verschwenden ihren Lohn für elegante Kleider, kaufen sich falsche Zöpfe, lassen sich Visitenkarten drucken, tragen Hüte und Glacéhandschuhe, sodaß sie von ihrer Herrin kaum zu unterscheiden sind. Von ihrem „Bräutigam" werden sie zu Bällen eingeladen; er holt sie im Wagen ab, und sie erscheinen dort mit einem kostbaren Blumenbouquet, vielleicht auch mit einem Fächer in der Hand! Man kann es ja denen, welche in ihrer Lebensstellung das geringere Loos gezogen, von ganzem Herzen gönnen, daß auch sie an den des Lebens Freuden einen Anteil haben. Ob aber dieses Hinaufschrauben derselben über ihre natürliche Stellung hinaus wirklich zu ihrem Glücke gereicht, ist doch eine andre Frage. In diese ganze Richtung haben dann noch sozialdemokratische Agitatoren die heillose Lehre hineingetragen, daß es den „Arbeitern" noch lange nicht gut genug gehe; daß vielmehr jeder von ihnen seine Wünsche vollauf würde befriedigen können, wenn nur die bestehende Gesellschaftsordnung umgestürzt und eine andre Methode der Gütererzeugung eingeführt würde. Auf die daraus hervorgegangenen Folgen werden wir noch im Schlußabschnitt zurückkommen.

Digitized by Google

Schluß.

In der vorstehenden Darstellung sind unerwähnt geblieben alle die Fortschritte, welche im Laufe der letzten Menschenalter auf spezifisch wissenschaftlichen Gebieten sich vollzogen haben. Es würde, um diese darzustellen, ein tieferes Eingehen in die betreffenden Wissenschaften erforderlich sein, welches nicht im Plan dieser Schrift liegen konnte. Nur der Fortschritte einer einzigen Wissenschaft wollen wir noch kurz gedenken, weil sie tief und unmittelbar unser menschliches Interesse berühren. Wir meinen die Fortschritte der Chirurgie. Erst seit etwa vierzig Jahren sind die Mittel entdeckt, welche es ermöglichen, Operationen am lebenden Körper schmerzlos vorzunehmen. Noch jünger ist die Entdeckung der Mittel, welche in hohem Maße die Gefahren abwenden, die bisher der Heilung schwerer Verletzungen entgegentraten. Unzählige verdanken bereits diesen Entdeckungen die Bewahrung vor schweren Leiden und die Erhaltung ihres Lebens. Ob auch die Pathologie durch die neuesten auf ihrem Gebiete gemachten Entdeckungen in gleichem Maße zur Wohlthäterin des Menschengeschlechtes werden könne, steht noch dahin.

Digitized by Google

Ziehen wir das Ergebnis aus unsrer gesamten Darstellung, so ist es das, daß durch die im Laufe des letzten halben Jahrhunderts gemachten Fortschritte fast in allen Beziehungen das Wohlergehen der Menschen wesentlich gefördert ist, und daß wir namentlich in unserm deutschen Vaterlande heute unendlich besser leben, als dies noch vor zwei Menschenaltern der Fall war. Noch weit mehr sinkt die Wagschale zu gunsten der Gegenwart, wenn wir diese mit noch früheren Perioden unsrer Geschichte vergleichen, in welcher kaum ein Menschenalter verging, wo nicht das deutsche Volk blutige Kriege durchzumachen gehabt hätte, die in der Regel auf deutschem Boden ausgefochten wurden. Auch im Laufe der letzten Jahrzehnte hat Deutschland schwere Kriege zu führen gehabt, welche vielen Tausenden das Leben gekostet. Aber sie haben den deutschen Boden nur zum geringsten Teile berührt. Und ihre Dauer hat kaum mehr an Wochen betragen, als frühere Kriege Jahre gedauert haben. Der allgemeine Wohlstand hat deshalb nur wenig darunter gelitten. Es kommt hinzu, daß Deutschland nun schon länger als ein Menschenalter hindurch von allen schwereren innern Unruhen frei geblieben ist; eine Wohlthat, die nur derjenige voll zu würdigen vermag, der schon einmal andre Zeiten durchlebt hat. Auch wenn wir die innern Zustände Deutschlands mit denen andrer Länder vergleichen, welche fast sämtlich mit schweren Mißständen oder Gefahren zu ringen haben, so wird die Vergleichung, alles in allem gerechnet, nur zu gunsten unsers Vaterlandes ausfallen.

Die Fortschritte der Neuzeit sind auch nicht, wie man wohl dem Volke vorredet, bloß den Reichen und Wohlhabenden

Digitized by Google

zu gute gekommen, sondern alle Stände nehmen mehr oder minder daran teil. Auch die Geringsten in unserm Volke leben heute weit besser als früher. Die schwersten Arbeiten, welche sonst der Menschenhand oblagen, verrichtet jetzt die Maschine. Und aus der Fülle der erzeugten Güter fällt auf jeden einzelnen ein größerer Anteil, als jemals vorher. Allerdings wird es stets eine Anzahl Menschen geben, welche mit der Not zu kämpfen haben. Es ist dies die natürliche Folge davon, daß die menschliche Gesellschaft, sobald es ihr wohl geht, stets den Trieb hat, sich soweit zu vermehren, bis ein gewisser Kreis der Lebenden wieder an die Grenze der Not gedrängt ist. Gerade die Thatsache aber, daß in den letzten Jahrzehnten die Bevölkerung Deutschlands so bedeutend zugenommen hat, ist ein sprechender Beweis für das Wohlergehen der Nation.

Vergleichen wir nun aber den innern Sinn, mit welchem das vor zwei Menschenaltern lebende Geschlecht seine damaligen Zustände ertrug, mit dem Sinne unsers heutigen Volkes, so müssen wir leider bezeugen, daß trotz der frühern Dürftigkeit, trotz aller begründeten Vorwürfe, welche man gegen die öffentlichen Einrichtungen erheben konnte, dazumal eine Unzufriedenheit der Massen in weit geringerm Maße bestand als heute. Das damalige Geschlecht hatte zu schwere Dinge erlebt, als daß es nicht auch das bescheidene Glück des Augenblicks hätte genießen sollen. Man war eben, soweit es die Verhältnisse gestatteten, vergnügt und freute sich seines Lebens. Heute ist Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen in weiten Kreisen verbreitet, und in dieser Stimmung trägt man auch kein Bedenken, die öffentlichen Einrichtungen in einer Weise zu schmähen, als ob das Leben kaum noch zu ertragen wäre.

Digitized by Google

Dieſer Erſcheinung gegenüber iſt es in der That geboten auszuſprechen: unſer Volk weiß garnicht, wie gut es heute ihm geht. Würfe man mitunter einen Blick in die Vergangenheit, erkennte man, wie namenlos Deutſchland in frühern Perioden ſeiner Geſchichte gelitten hat, ja wie noch vor zwei Menſchenaltern die Zuſtände des Volkes mit dem heutigen allgemeinen Wohlergehen garnicht zu vergleichen waren, ſo würde man vielleicht eher geneigt ſein, das, was man hat, nicht ſo geringſchätzig anzuſehen. Allerdings iſt auch jetzt nicht alles vollkommen. Manche unſrer Einrichtungen ſind verfehlt. Und ſelbſt die beſten Einrichtungen leiden ſtets an der Unvollkommenheit der zur Ausführung berufenen Menſchen. Vollberechtigt iſt deshalb das allſeitige Streben, vorhandene Mißſtände zu erkennen und zu beſeitigen. Nur in dieſem Streben liegt die Gewähr, daß wir nicht rückwärts gehen. Aber iſt es denn nötig, in dem Widerſtreit der Meinungen über das, was in dieſer Beziehung zu geſchehen habe, den anders denkenden Gegner moraliſch zu zerfleiſchen? — War es z. B. gerechtfertigt, die Einführung von Getreidezöllen — über deren Zweckmäßigkeit ſich ja ſtreiten läßt — gleichſam als ein Verbrechen an der Nation hinzuſtellen? Iſt die vorausgeſagte Not nun wirklich eingetreten? Schwerlich würde ſich nachweiſen laſſen, daß wegen Einführung jener Zölle irgend ein Menſch in Deutſchland einmal hungrig zu Bett gegangen ſei. Wären unſre Zuſtände wirklich ſo troſtlos, wie ſie bei ſolchen und andern Gelegenheiten von manchen Seiten geſchildert werden, dann wäre es in der That unverantwortlich von der deutſchen Nation, daß ſie alljährlich weit über eine Milliarde ausgiebt für Bier, Branntewein und

Digitized by Google

Tabak; Genußmittel, welche ohne erheblichen Schaden jeder entbehren könnte, und welche die Welt, nachdem sie schon einen hohen Grad von Bildung erlangt hatte, noch Jahrtausende hindurch entbehrt hat.

Der wahre Grund der heute bestehenden Unzufriedenheit liegt in den angeregten Leidenschaften des Neides und der Genußsucht, welche die Massen unsers Volkes ergriffen haben. Allerdings verteilen sich die Güter, welche wir erzeugen, nicht auf alle gleich. Nach der Ordnung unsrer Zustände fällt einer kleinern Zahl ein größerer Anteil davon zu, als der großen Menge. Es ist dies eine unabweisliche Folge der Grundsätze, nach welchen Eigentum erworben wird. Wollten wir diese Grundsätze, welche auf einer mehr als zweitausendjährigen Geschichte beruhen, beseitigen, so würde damit auch die Grundlage jedes Fortschritts des Menschengeschlechts beseitigt sein. Denn jeder Fortschritt ist bedingt durch die höhere geistige Bildung einzelner und durch den Besitz von angesammeltem Vermögen, welches wir Kapital nennen. Beide aber sind wieder bedingt durch die Möglichkeit individuellen Eigentumserwerbes. Völlig richtig ist deshalb der Ausspruch des Grafen Moltke: „In dem Augenblick, wo wir alle gleich reich geworden sind, sind wir alle gleich arm geworden." Und, fügen wir hinzu, sind wir alle gleich unfähig geworden, das Menschengeschlecht auf der Höhe der Bildung und des Wohlstandes zu erhalten, auf welchem es sich gegenwärtig befindet. Allerdings giebt es eine Art des Erwerbs, welche denjenigen, der sich mit Mühe und Anstrengung sein Brot verdient, zur Mißgunst reizen muß. Es ist das der Erwerb durch einen Verkehr, welcher ohne jeden produktiven Wert lediglich auf

Digitized by Google

der Überlistung des einen durch den andern beruht. Wäre es möglich, dem Verkehr dieser Art Schranken zu setzen, so würde damit ein Ärgernis beseitigt sein, welches wesentlich dazu beiträgt, unsre sozialen Zustände zu vergiften.

Keine Regierung aber ist imstande, dafür zu sorgen, daß „jeder Unterthan sein Huhn im Topfe habe." Denn es fragt sich vor allem, ob so viele „Hühner" vorhanden sind. Auch ist keine Regierung imstande, die fehlenden „Hühner" zu schaffen; vielmehr muß das der Thätigkeit der Einzelnen überlassen bleiben. Es ist eine Thorheit, zu glauben, irgend eine von oben herab angeordnete Methode der Gütererzeugung könne mehr Güter schaffen, als der durch den Kampf um das Dasein belebte angestrengte Fleiß der Einzelnen es vermag. Auch kann niemals ein Volk mehr an Gütern verzehren, als es Güter erzeugt. Nur das kann durch äußere Anordnung geschehen, daß man einzelne, diesen oder jenen Stand besonders hart treffende soziale Übel nach Kräften auszugleichen sucht. Deshalb ist diejenige Art der sozialen Gesetzgebung, welche der Reichskanzler beschritten hat, zwar keine „Lösung der sozialen Frage" — denn diese ist überhaupt nicht zu lösen —, wohl aber, soweit menschliche Anschauungen reichen, das einzig Praktische, was auf diesem Gebiete sich thun läßt.

Wir alle können aber an der sozialen Frage arbeiten und dazu mitwirken, daß die obwaltenden Gegensätze an Schärfe verlieren. Das Mittel dazu liegt darin, daß jeder Einzelne dem übertriebenen Streben nach Luxus und nach Genuß dadurch entgegenarbeitet, daß er sich selbst diesem Streben nicht willenlos hingiebt. Unzweifelhaft wird der Luxus dadurch wesentlich gefördert, daß der eine den andern immer darin zu

Digitized by Google

überbieten sucht. Und wenn in unsern geringern Klassen die Genußsucht in einer bedenklichen Weise sich gesteigert hat, so hat sicherlich das Beispiel der höhern Klassen erheblich dazu beigetragen. Ein Blick in die Vergangenheit kann uns belehren, daß man auch mit weit wenigerem glücklich sein kann, als dem, was wir heute bereits zu unsern fast unentbehrlichen Bedürfnissen rechnen. Wollte nur jeder in seinen Ansprüchen an das Leben einigermaßen sich Schranken setzen, so würde das Dichterwort sich bewähren:

Raum für alle hat die Erde.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google